

Heft 3 | 28. Jahrgang | 2018

comparativ

ZEITSCHRIFT FÜR GLOBALGESCHICHTE UND
VERGLEICHENDE GESELLSCHAFTSFORSCHUNG

Barbara Lüthi, Silvan Niedermeier,
You Jae Lee (Hrsg.)

Travelling Things – Dinge auf Wanderungen

Leipziger Universitätsverlag

comparativ

ZEITSCHRIFT FÜR GLOBALGESCHICHTE UND
VERGLEICHENDE GESELLSCHAFTSFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrag der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V. (KLG) / European Network in
Universal and Global History (ENIUGH) von
Matthias Middell und Hannes Siegrist

Redaktion

Gerald Diesener (Leipzig), Andreas Eckert (Berlin), Ulf
Engel (Leipzig), Harald Fischer-Tiné (Zürich), Marc
Frey (München), Eckhardt Fuchs (Braunschweig), Frank
Hadler (Leipzig), Silke Hensel (Münster), Madeleine
Herren (Basel), Michael Mann (Berlin), Astrid Meier
(Beirut), Katharina Middell (Leipzig), Matthias
Middell (Leipzig), Ursula Rao (Leipzig), Dominic
Sachsenmaier (Göttingen), Hannes Siegrist (Leipzig),
Stefan Troebst (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

Anschrift der Redaktion

Universität Leipzig, Centre for Area Studies
Nicolaistr. 6–10
Strohsackpassage
D–04109 Leipzig

Tel.: +49 / (0)341 / 97 30 230
E-Mail: comparativ@uni-leipzig.de
Internet: www.uni-leipzig.de/comparativ/

Redaktionssekretärin: Katja Naumann
(knaumann@uni-leipzig.de)

Comparativ erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von
jeweils ca. 140 Seiten. Einzelheft: 12.00 €; Doppelheft 22.00 €;
Jahresabonnement 50.00 €; ermäßigtes Abonnement 25.00 €.
Für Mitglieder der KLG / ENIUGH ist das Abonnement
im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die
Redaktion. Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder
direkt an den Verlag. Ein Bestellformular finden Sie unter:
<http://www.uni-leipzig.de/comparativ/>

Wissenschaftlicher Beirat

Nadia Al-Bagdadi (Budapest), Stefano Bellucci (Leiden / Amsterdam), Zaur Gasimov (Istanbul), Michael Geyer (Chicago), Giovanni Gozzini (Siena), Margarete Grandner (Vienna), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill), Hartmut Kaelble (Berlin), Markéta Krížová (Prag), Wolfgang Küttler (Berlin), Marcel van der Linden (Amsterdam), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Mikhail Lipkin (Moskau), Barbara Lüthi (Köln), Attila Meleghe (Budapest), Hagen Schulz-Forberg (Aarhus), Sujit Sivasundaram (Cambridge), Alessandro Stanziani (Paris), Edoardo Tortarolo (Turin), Eric Vanhaute (Gent), Holger Weiss (Turku), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststraße 41
D – 04317 Leipzig
Tel./ Fax: +49 / (0)341 / 990 04 40
info@univerlag-leipzig.de
www.univerlag-leipzig.de

Travelling Things – Dinge auf Wanderungen

**Herausgegeben von Barbara Lüthi,
Silvan Niedermeier und You Jae Lee**



Leipziger Universitätsverlag

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung / hrsg. von
Matthias Middell und Hannes Siegrist – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.

ISSN 0940-3566

Jg. 28, H. 3. Travelling Things – Dinge auf Wanderungen. – 2018

Travelling Things – Dinge auf Wanderungen. Hrsg. von Barbara Lüthi, Silvan
Niedermeier und You Jae Lee – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2018

(Comparativ; Jg. 28, H. 3)

ISBN 978-3-96023-245-2

Alf Lüdtke (1943–2019) gewidmet

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2019

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 28 (2018) 3

ISSN 0940-3566

ISBN 978-3-96023-245-2

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

<i>Barbara Lüthi, Silvan Niedermeier, You Jae Lee</i> Travelling Things – Einleitende Überlegungen zu Dingen auf Wanderungen	7
<i>Jadwiga E. Pieper Mooney</i> Of “Zipper Rings” and “Tatum Ts”, Chile – USA: Intrauterine Devices, Men of Science, and Women in Need	14
<i>Isabel Richter</i> Cookbooks for a sacred life. Handbücher der Bewusstseinsweiterung in der transnationalen Jugendkultur der langen 1960er Jahre	33
<i>Itagaki Ryūta</i> Das japanische Kaiserreich in den Tagebuchaufzeichnungen dreier „gewöhnlicher Koreaner“	50
<i>Sebastian Jobs</i> „Alarming Plots“: Spuren einer Sklavenverschwörung im amerikanischen Süden, 1802	73
<i>Tilman Siebeneichner</i> Auf einer Briefmarke in den Weltraum. Spacelab und das Versprechen einer Zukunft in den Sternen	90

Buchbesprechungen

Horst Dreier (Hrsg.): Grundgesetz Kommentar, Bd. III: Art. 83–146, 3. Aufl., Tübingen 2018	
<i>Helmut Goerlich</i>	104

Bakhtawar M. Jain: China's Soft Power Diplomacy in South Asia. Myth or Reality?, Lanham 2017 <i>Hartmut Elsenhans</i>	107
Neil Wilcock / Corina Scholz: Hartmut Elsenhans and a Critique of Capitalism. Conversations on Theory and Policy Implication, Basingstoke 2016 <i>Daniel S. Leon</i>	109
Rita Chin: The Crisis of Multiculturalism in Europe. A History, Princeton/Oxford 2017 <i>Marian Burchardt</i>	112
Bea Lundt / Christoph Marx (eds.): Kwame Nkrumah 1909—1972. A Controversial African Visionary (= Historische Mitteilungen, Beiheft 96), Stuttgart 2016; Ulrich van der Heyden: Kwame Nkrumah – Diktator oder Panafrikanist? Die politische Bewertung des ghanaischen Politikers in der DDR im Spannungsfeld der deutsch-deutschen Konkurrenz in Westafrika, Potsdam 2017 <i>Katharina P. W. Döring</i>	114
Ulf Brunnbauer / Klaus Buchenau: Geschichte Südosteuropas, Ditzingen 2018 <i>Maria Todorova</i>	117
Robert W. Pringle (ed.): Historical Dictionary of Russian and Soviet Intelligence, 2 nd ed., Lanham 2015 <i>Zaur Gasimov</i>	120
Autorinnen und Autoren	122

Travelling Things – Einleitende Überlegungen zu Dingen auf Wanderungen

**Barbara Lüthi, Silvan Niedermeier,
You Jae Lee**

ABSTRACTS

In den letzten Dekaden wurde in der Forschung die Privilegierung des Menschen als autonomer historischer Akteur und alleiniger handlungsmächtiger Gestalter seiner Umwelt kritisiert und Dinge als Koproduzenten von Handlungsmacht vermehrt ins Zentrum gerückt. Die empirische Fokussierung auf Dinge schärft auch den Blick für die Konstitution von und die mitunter unerwarteten Verbindungen zwischen lokalen, nationalen und globalen Handlungsräumen. Objekte werden nun auch als Dinge mit „globalen Trajektorien“ verstanden, die Interaktionen jenseits von kulturellen und geographischen Grenzen eröffnen. Sie akkumulieren Bedeutung auf ihren Reisen, sind Auslöser für menschliche Kommunikation über Grenzen hinweg und zugleich verwoben mit der Herausbildung globaler Asymmetrien. Im Zentrum der fünf Fallstudien stehen die konstitutive Rolle von materieller Kultur bei der Formierung von sozialen Beziehungen, von Machtprozessen und der Welt in ihrer transnationalen und transkulturellen Dimension.

During the last decades the privileging of human beings as autonomous historical actor and main shaper of his environment has been under attack. Things have received more attention as co-producers of agency. The empirical focus on things also sharpens the view for the constitution of often unexpected connections between local, national and global spaces of action. Objects are understood as things with “global trajectories,” which open space for interactions beyond cultural and geographical boundaries. They accumulate meaning on their travels, are triggers for human communication across borders and at the same time are entangled in the formation of global asymmetries. At the heart of the five case studies stand the constitutive role of material culture for the construction of social relations, of power processes, and the world in its transnational and transcultural dimension.

„Betracht man die Dinge, so stößt man auf Menschen. Betrachtet man die Menschen, so wird gerade dadurch das Interesse für die Dinge geweckt.“¹ Will man die Wichtigkeit von nichtmenschlichen Dingen für die Welt eruieren, sollte man, so Bruno Latour, sich vorstellen, was es für Menschen und die Welt im Allgemeinen bedeuten würde, wenn es das spezifische Objekt nicht gäbe. Die Hinwendung zur materiellen Kultur und damit zu den vielfältigen Aspekten der Mensch-Ding-Beziehung hat im letzten Jahrzehnt eine beispiellose Konjunktur – auch in den Geschichtswissenschaften – erlebt.² Materielle Kultur definiert die Historikerin Leora Auslander als die Dinge, die von Menschenhand gemacht sind, die „berührbar“, aber ebenso vergänglich sind.³ Um diese „Dinge in der Welt“ geht es in diesem Heft, oder noch spezifischer: um Verhältnisse von Dingen und Menschen im transnationalen und transkulturellen Kontext.

Das Nachdenken über das Zusammenspiel von Menschen und Dingen birgt Potential für historische Fragestellungen. Mit Ausnahme der Forschungen zur Wissens-, Technik-, Design-, Wirtschafts- und Konsumgeschichte standen Dinge bislang selten im Fokus geschichtswissenschaftlicher Arbeiten. Das hat Gründe. Dinge sprechen nicht einfach für sich, auch wenn der Literaturwissenschaftler Bill Brown postuliert „history can unabashedly begin with things“.⁴ Sie haben vielmehr einen „polysemen Charakter“ und diese Mehrdeutigkeit erschwert ihre Interpretation.⁵ Die Geschichtswissenschaft neigt daher weiterhin dazu, vor allem textuelle Quellen zu verwenden.⁶

Wie Arjun Appadurai bereits in den 1980er Jahren in seinem Band *The Social Life of Things* aufgezeigt hat, haben Dinge „Wert, Bedeutungen, und Entwicklungsbahnen“.

- 1 Bruno Latour, Der Berliner Schlüssel, in: Ders., Der Berliner Schlüssel: Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, Berlin 1996, S. 37-52, hier: S. 50.
- 2 Um hier nur einzelne Werke zum Thema materieller Kultur zu nennen siehe etwa Bill Brown, *Other Things*, Chicago 2015; Tony Bennett/Patrick Joyce (Hg.), *Material Powers. Cultural Studies, History and the Material Turn*, London 2010; Anne Gerritsen/Giorgio Riello (Hg.), *Writing Material Culture History*, London/New York 2015; Hans Peter Hahn (Hg.), *Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen*, Berlin 2015; Herbert Kalthoff/Torsten Cress/Tobias Röhl (Hg.), *Materialität: Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*, Paderborn 2016; Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt a. M. 2007, 3. Aufl. 2014; Daniel Miller, *Material Cultures: Why Some Things Matter*, London 2003; Anke Ortlepp/Christoph Ribbat (Hg.), *Mit Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände*, Gerlingen 2010; Themenschwerpunkt zur „Materialität der Geschichte“, in: *Historische Anthropologie* 23 (2015) 3, hg. von Marian Füssel und Rebekka Habermas; Themenschwerpunkt zu „Umstrittene Objekte“ in: *WerkstattGeschichte*, 77 (2018), hg. von Felix Brahm und Bettina Brockmeyer; Themenschwerpunkt „Der Wert der Dinge“, in: *Zeitgeschichtliche Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 13 (2016), H. 3, <https://zeithistorische-forschungen.de/3-2016>, hg. von Simone Derix, Benno Gammerl, Christiane Reinecke und Nina Verheyen.
- 3 Leora Auslander, *Material Culture and Materiality*, in: Ansgar Nunning/Birgit Neumann (Hg.), *Travelling Concepts for the Study of Culture*, Berlin 2012, S. 353-369. Zu den möglichen begrifflichen Unterscheidungen zwischen „Ding“, „Objekt“, „Artefakt“ und anderen Begrifflichkeiten, die im Kontext der Erforschung von materieller Kultur benutzt werden siehe Andreas Ludwig, *Materielle Kultur*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 30.5.2011, http://docupedia.de/zg/Materielle_Kultur?oldid=125469.
- 4 Bill Brown, *Thing Theory*, in: *Critical Inquiry* 28 (2001) 1, S. 1-22, hier: S. 2.
- 5 Siehe Stefanie Samida, *Materielle Kultur – und dann? Kulturwissenschaftliche Anmerkungen zu einem aktuellen Trend in der Zeitgeschichtsforschung*, in: *Zeithistorische Forschungen* 3 (2017), S. 506-514, hier: S. 509.
- 6 Für die langanhaltende Skepsis der Geschichtswissenschaften gegenüber nicht-textuellen Quellen siehe Leora Auslander, *Beyond Words*, in: *American Historical Review* 110 (2005) 4, S. 1015-45.

Die konkrete Bedeutung von Dingen ist abhängig von ihrem „sozialen Leben“, sie zirkulieren in je spezifischen kulturellen und historischen Milieus, in denen „Begehren und Bedarf, wechselseitige Befriedigung und Macht zusammenwirken, um ökonomischen Wert in spezifischen Situationen zu erzeugen“.⁷ Handlungen sind meist mit Dingen verknüpft, die als Symbole in der sozialen Welt fungieren, Handlungsmöglichkeiten eröffnen, Anpassungsleistungen erfordern und damit Alltagsroutinen abstecken.⁸ Im Zentrum anthropologischer Dingforschung stehen deshalb heute weniger das Material, die Form und die Funktion der Objekte, sondern die Wechselbeziehungen von Mensch und Ding und damit zugleich auch die Frage nach den kulturellen und symbolischen Bedeutungen der Dinge.⁹

Wichtig ist aber nicht nur, wie Menschen Dinge wahrnehmen und nutzen, sondern ebenso, wie Dinge – einzeln oder als Assemblagen – menschliche Praktiken und Beziehungen prägen, wobei zumindest in Ansätzen eine eigene, „von kulturellen Sinnstiftungen unabhängige dingliche Logik“ ihre Wirksamkeit entfalten kann: „Dinge sind (auch) sozial, und das Soziale ist (auch) materiell.“¹⁰ Damit erscheint die Frage der *Agency* – also die Handlungsmacht von Individuen innerhalb spezifischer gesellschaftlicher Formationen – in einem neuen Licht. Denn diese hängt dann nicht mehr nur von den Intentionen der Individuen ab, sondern auch von materiellen Bedingungen. Gleichwohl ist das Soziale nicht einfach *in* den Dingen zu finden. Sie sind eher Ausgangspunkt menschlicher Interaktionen und Beziehungen und bilden ein Reservoir an Optionen, aus dem unterschiedlichste Akteurinnen und Akteure sich bedienen können, um mit ihrer Hilfe zu kommunizieren und sozialen Sinn zu erzeugen.

Solche theoretischen Überlegungen eröffnen unterschiedliche Fragen. *Erstens* etwa hinterfragen die Anthropologie sowie die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte schon lange die persistente Gegenüberstellung von Mensch und Objekt. Der Soziologe und Philosoph Bruno Latour dachte die Beziehung zwischen Mensch und Objekt noch weiter. Die grundlegende Neuerung, die Latour mit seiner Akteur-Netzwerk-Theorie einbrachte, bestand darin, Dinge wie Menschen als gleichrangig handelnde Elemente („Aktanten“) in einem größer gefassten Zusammenhang (Netzwerk) zu verstehen. Objekte sind somit ebenso Akteure wie Menschen. Sie haben, Latour zufolge, eine eigene Handlungsmacht, sie sind nicht mehr an einer „Subjekt-Objekt-Differenz“ festzumachen, sondern so etwas wie „Hybride“.¹¹ Damit wird die Privilegierung des Menschen als

7 Arjun Appadurai, Introduction: Commodities and the Politics of Value, in: Ders. (Hg.), *The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 1992, S. 4. Übersetzung durch die Herausgeber/innen. Wie der Ethnologe Hans Peter Hahn jedoch ausführt, wäre es „ein grundlegender Fehler, jedes Handeln und jeden Umgang mit Dingen unter die Logik der Objektbedeutung zu stellen.“ Zitiert in Samida, *Materielle Kultur*, S. 509.

8 Ludwig, *Materielle Kultur*.

9 Ludwig, *Materielle Kultur*.

10 Simone Derix, Benno Gammerl, Christiane Reinecke, Nina Verheyen, Der Wert der Dinge. Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Materialitäten, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 13 (2016), H. 3, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/3-2016/id=5389>, Druckausgabe: S. 387-403, hier S. 392. Siehe darin auch die Diskussion zum Stand der historischen Dingforschung, S. 391-95.

11 Markus Krajewski, Akture-Netzwerk-Theorie, in: *Archplus* (2015) 221, S. 11-12, hier: S. 11.

autonomer Akteur und alleinig handlungsmächtiger Gestalter seiner Umwelt kritisiert. Galten Dinge bisher meist als passive Objekte menschlicher *Agency*, erscheinen sie nun zunehmend als Koproduzenten von Handlungsmacht. In diesem Sinn spricht Bruno Latour von menschlichen und nicht-menschlichen Aktanten. Dinge besitzen das Potential bestimmte Handlungen hervorzubringen und andere nicht. Handlungen sind damit nicht determiniert, es kommt vielmehr auf die dynamischen Figurationen menschlicher und nichtmenschlicher Akteurinnen und Akteure an.¹²

Zweitens stellt sich die Frage nach Macht und Ungleichheit. Dinghistorische Perspektiven auf Macht und Ungleichheit erweisen sich dann als besonders fruchtbar, wenn man die voraussetzungsreiche Formel der sozialen Ungleichheit durch den offeneren Begriff der *sozialen Asymmetrien* ersetzt. Letzterer denkt Macht dynamischer und berücksichtigt Wechselwirkungen und Widersprüche bei der Entstehung und Verfestigung ungleicher Zugänge zu und Verfügungen über Handlungsmöglichkeiten und Ressourcen.¹³

Schließlich schärft die empirische Fokussierung auf Dinge ebenso den Blick für die Konstitution von und die mitunter unerwarteten Verbindungen zwischen lokalen, nationalen und globalen Handlungsräumen.¹⁴ Hier setzt das vorliegende Heft an. Im Zuge des „global turn“ hat die materielle Kultur in ihrer globalen Dimension verstärkt Aufmerksamkeit erfahren. Objekte werden nicht mehr nur als Dinge mit einem „sozialen Leben“ verstanden, sondern als Dinge mit „globalen Trajektorien“, die Interaktionen jenseits von kulturellen und geographischen Zonen öffnen.¹⁵ Objekte akkumulieren Bedeutung auf ihren Reisen, sie sind Auslöser für menschliche Kommunikation über Grenzen hinweg und zugleich verwoben mit der Herausbildung globaler Asymmetrien.

Im Zentrum des vorliegenden Bandes stehen die konstitutive Rolle von materieller Kultur bei der Herstellung von sozialen Beziehungen, von Machtprozessen und der Welt in ihrer transnationalen und transkulturellen Dimension. Alltags- und globalgeschichtliche Ansätze prägen in unterschiedlicher Weise die Geschichtsschreibung vieler Länder. Die Stärke von alltagsgeschichtlichen Ansätzen liegt in ihrem Fokus auf Akteurinnen und Akteuren, in ihrer mikrohistorischen Perspektive und in ihrem Blick auf die sozialen und kulturellen Praktiken von Menschen, sprich: ihre Konzentration auf die „Formen, in denen die Menschen sich ‚ihre‘ Welt ‚angeeignet‘ – und dabei stets auch verändert haben.“¹⁶ Die Stärke von transnationalen / -kulturellen und globalgeschichtlichen Ansätzen wiederum besteht darin, jenseits einer nationalgeschichtlichen Perspektive zu denken und kultur- und grenzüberschreitende Interaktionen, Praktiken und Repräsentationen bis in die Gegenwart zu untersuchen. Dinge und Objekte können darin eine wichtige

12 Bruno Latour, *Die Hoffnung der Pandora: Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt a. M. 2002, S. 215 und 219.

13 Siehe dazu Derix/Gammerl/Reinecke/Verheyen, *Der Wert der Dinge*, 395-398.

14 Derix /Gammerl/ Reinecke/Verheyen, *Der Wert der Dinge*. S. 388.

15 Anne Gerritsen/Giorgio Riello, Introduction: The Global Lives of Things: Material Culture in the First Global Age, in: Idem (Hg.), *The Global Lives of Things: The Material Culture of Connections in the Early Modern World*, London / New York 2015, S. 1-28, hier: S. 2 ff.

16 Alf Lüdtke, Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Idem (Hg.), *Alltagsgeschichte zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt a. M. / New York, 1998, S. 9-47, hier: S. 12.

Rolle einnehmen. Vor allem die „history of commodities“ hat im letzten Jahrzehnt transkulturelle Handelsnetzwerke und globale Güterzirkulationen in den Vordergrund gerückt.¹⁷ Hierbei entwickeln sich Fragen nach den globalen Wanderungen von Dingen, deren lokalen Entstehungsbedingungen, lokale Rezeptions- und Adaptionsbedingungen und dem Kulturtransfer.¹⁸ Welche Auswirkungen haben transnationale und transkulturelle Bewegungen und Mobilitäten auf die Nutzung, Aneignung und Veränderung von Dingen durch Menschen? Welche Ungleichheiten und Machtverhältnisse prägen den transnationalen und transkulturellen Gebrauch und Zirkulation von Dingen? Haben Dinge transnationale Biographien? Was passiert, wenn Dinge sich gegen Mobilität sperren oder ihren lokalen Eigensinn für Menschen beibehalten? Wie schaffen Dinge spezifische Verbindungen auch über regionale und nationale Grenzen hinweg, wie strukturieren sie, formen oder umgehen sie diese? Dies sind nur einige Fragen, die Ausgangspunkt dieses Schwerpunktheftes sind.¹⁹

Inspiriert von diesen Fragen, rücken die fünf Fallstudien des Heftes sehr unterschiedliche Dinge ins Zentrum der Untersuchung.

Jadwiga Pieper-Mooney versteht die zur Verhütung eingesetzten *Intrauterine Devices* (kurz: IUDs, zu Deutsch: Intrauterinpressare) als „reisende Objekte“ und „Dinge, die sprechen“ (Lorraine Daston) – nicht nur, weil weltweit auf Konferenzen und in Arztpraxen viel über sie debattiert und verhandelt wurde, sondern auch weil sie die politischen und vergeschlechtlichten Machtstrukturen offenbaren, welche „men of science“ und „women in need“ in der Einführung und Anwendung der IUDs verbanden. Während die Intrauterinpressare in Nord- und Südamerika im Kontext des Kalten Krieges vorrangig von männlichen Experten mit dem Ziel der Bevölkerungskontrolle entwickelt und in ihrer Erprobung zum Teil ohne hinreichende Aufklärung der Patientinnen eingesetzt wurden, offenbart die Nachfrage nach dieser Form der Schwangerschaftsverhütung den dringlichen Wunsch von Frauen, über ihren eigenen Körper bestimmen zu können. Pieper-Mooney's Beitrag verdeutlicht damit auch, was Leora Auslander für die Bedeutungsgenerierung von Dingen besonders hervorgehoben hat, nämlich ihre „embodiedness“ und enge Beziehung zum Körper.²⁰

Isabel Richter beleuchtet die Rolle materieller Artefakte für den Diskurs der Bewusstseins-erweiterung in der Jugend- und Alternativkultur der 1970er Jahre. Im Zentrum steht der von Ram Dass veröffentlichte und zum Bestseller avancierte Ratgeber *Remember Be Here Now* (1971) und der von Tony Wheeler herausgegebene Reiseführer *Across Asia on the Cheap* (1973), der erste Band der späteren Serie *Lonely Planet*. Während *Across Asia on the*

17 Als Klassiker sei hier genannt Sydney W. Mintz, *Sweetness and Power*, New York 1985.

18 Kim Siebenhüner, *Things That Matter: Zur Geschichte der Materiellen Kultur in der Frühneuzeitforschung*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 42 (2015) 3, 373–409.

19 Dieses Heft ist von den Diskussionen im Rahmen des DFG-Netzwerkes „Welt aneignen: Alltagsgeschichte in transnationaler Perspektive“ (2012–2015) angestoßen worden. Wir danken der DFG für die großzügige finanzielle Unterstützung und allen Netzwerkcolleginnen und -kollegen ganz herzlich für die anregende Zusammenarbeit. Ein besonderer Dank geht an Elisabeth Kohlhaas für ihre Mitarbeit.

20 Auslander, *Material Culture*, S. 355.

Cheap die Erfahrungen auf dem Reiseweg über Land zwischen Europa und Indien in den Vordergrund rückte und dazu animierte, neues kulturelles und geografisches Terrain zu erkunden, führte *Remember Be Here Now* in Techniken ein, mit denen die Grenzen des rationalen, westlichen Ichs überschritten werden sollten. Wie Richter aufzeigt, waren die Bücher transkulturelle Produkte par excellence, auf deren Grundlage sich Fragen nach Bedeutungen, Aneignungen und Resonanzen in der transnationalen Jugendkultur der langen 1960er Jahre beantworten lassen.

Anhand von drei Tagebüchern von koreanischen Männern aus dem japanischen Kaiserreich der 1930er und 1940er Jahre fokussiert der Beitrag von *Itagaki Ryuta* einerseits auf die Materialität seiner Gegenstände. Geschriebene Sprache ist notwendigerweise auf materielle Unterstützung angewiesen, sei es in Form von fragilem Papier oder eines Computers. Zugleich prägt die Materialität eines Mediums auch dessen Botschaft. Kommerziell vertriebene und gekaufte Tagebücher waren zu jener Zeit im japanischen Kaiserreich beliebt, wurden in großer Stückzahl produziert und waren für die Verbreitung einer Tagebuchkultur im modernen Japan und der koreanischen Kolonie ebenso wie für die Formvorgabe bei der Tagebuchführung maßgebend. Andererseits zeigt Ryuta aber auch, wie die Tagebucheinträge aus der „Flaneur-Perspektive“ (M. de Certeau) Aufschluss über die Wahrnehmung des japanischen Kolonialreiches erlauben.

Sebastian Jobs geht von einem 1802 in Virginia aufgefundenen anonymen Brief aus, um die Gerüchte und Fantasien um die damals viel beschworenen und gefürchteten Sklavenverschwörungen im amerikanischen Süden nachzuzeichnen. In dem anonymen Brief materialisierten sich diese Ängste, im Objekthaften, Haptischen und Lesbaren manifestierten sich Befürchtungen, aus vagen Befürchtungen wurden konkrete Pläne und aus ihnen folgten zum Teil drastische Konsequenzen. Jobs macht anhand des Briefes nicht nur deutlich, wie der „archivalische Be-Fund“ dieses Briefs zu einer materiellen Intervention in die eigene Forschungstätigkeit und Ausgangspunkt für Fragen wird, sondern ebenso wie er als gegenständliche Manifestation und Beglaubigung menschlicher Pläne und Gefühle in ihrer Verbreitung, Zirkulation oder Abschrift das Szenario von Sklavenaufständen wortwörtlich fassbar und begreifbar macht. Der Brief stand damit nicht nur in einem Kontext weißer Gewaltvorstellungen und Feindbilder sondern erweiterte diese zudem. Andererseits liest Jobs den Brief und die Reaktionen darauf auch als „transnationales Echo“ vor dem Hintergrund einer über Grenzen verknüpften Wissensgemeinschaft, in deren Zentrum die französische und die haitianische Revolution standen.

Tilmann Siebeneichner stellt in seinem Beitrag die im Jahr 1975 in Deutschland eingeführte 40-Pfennig Briefmarke der Deutschen Bundespost mit dem Motiv des Weltraumlabor (das sogenannte „Spacelab“) in den Vordergrund. Während das Spacelab Europas Einstieg in die bemannte Raumfahrt und Forschung im Weltraum markierte, zeigte die Einführung der Briefmarke den Stellenwert der Raumfahrt als „Schlüsseltechnologie“ und Indikator von Fortschrittlichkeit und Modernität für die Regierung der Bundesrepublik in den 1970ern und 1980er Jahren. Zugleich trug der hohe Verbreitungsgrad der Marke dazu bei, den Weltraum selbst in die Lebenswelten der Menschen hineinzutragen und ihn als Sehnsuchtsort der Zukunft zu profilieren. Die mit der Briefmarke verbun-

denen Werte, Bedeutungen und Gefühle veränderten sich. War sie in den 1970er Jahren ein Symbolträger für Fortschritt und Völkerverständigung, wurde sie im Zuge der Aufrüstung im Weltraum in den 1980er Jahren auch zu einem Ausdruck für die potentielle Gefahr kriegerischer Auseinandersetzungen und katastrophaler Unglücke.

Während das Heft auf das „lange“ 20. Jahrhundert fokussiert, befinden sich die Schauplätze in – oder zwischen – Asien, Europa, Lateinamerika und USA. Die Herausgeber/innen und Autor/innen zielen damit auf eine über Europa reichende Perspektive. Sie kann spezifische Prämissen hinterfragen, wie etwa die Frage der Produktions- und Aneignungsbedingungen von Dingen und der damit verknüpften Wissensproduktion, die manchmal parallel und manchmal „entangled“ zwischen verschiedenen Weltregionen stattfand. Das Themenheft „Travelling Things“ erprobt dabei die Verknüpfung alltagsgeschichtlicher und transnationaler Ansätze an konkreten Dingen. Indem sie Ding-Subjekt-Verhältnisse in transkulturellen Situationen und Kontexten in den Blick nehmen, entwerfen die Beiträge Wege zu einer „breiter angelegte[n] Geschichte der Dinge“²¹, die sich sowohl für das Handeln *mit* und *von* Dingen als auch für deren Einbettung in globale Zusammenhänge interessiert.

21 Derix/Gammerl/Reinecke/Verheyen, *Der Wert der Dinge*, S. 390.

Of “Zipper Rings” and “Tatum Ts”, Chile – USA: Intrauterine Devices, Men of Science, and Women in Need

Jadwiga E. Pieper Mooney

ABSTRACTS

Der Beitrag untersucht die zur Verhütung eingesetzten „Intrauterine Devices“ (IUDs. Zu deutsch: Intrauterinpessare) als „reisende Objekte“, die weltweit auf Konferenzen und in Arztpraxen Gegenstand von Verhandlungen waren. Ebenso wirft er ein Schlaglicht auf die politischen und vergeschlechtlichten Machtstrukturen, die zwischen den “men of science” und “women in need” bezüglich der Einführung und Anwendung der IUDs bestanden. Während die Intrauterinpessare in Nord- und Südamerika im Kontext des Kalten Krieges vorrangig von männlichen Experten mit dem Ziel der Bevölkerungskontrolle entwickelt wurden, offenbart die Nachfrage nach dieser Form der Schwangerschaftsverhütung den dringlichen Wunsch von Frauen, über ihren eigenen Körper bestimmen zu können. Der Beitrag verdeutlicht damit auch die “embodiedness” von Dingen und ihre enge Beziehung zum Körper.

The contribution frames the “intrauterine devices” (IUDs) as “travelling objects,” which were debated and negotiated at conferences and in doctor’s offices on a global scale. It also sheds light on the political and gendered power structures between the “men of science” and “women in need,” especially concerning the introduction and usage of the IUDs. Whereas the IUDs were developed by male experts in North and Latin America in the context of the Cold War with the main aim of population control, the women’s demands for this new form of contraception pointed to their ardent desire to control their own body. The chapter therefore also illustrates the “embodiedness” and close relation of things to the body.

I also remember my first knowledge of the IUD. That was having cocktails with Frank Notestein [...] who came into the cocktail party and announced the development of the IUD as one of the great instruments for holding the world's population down to reasonable levels.¹

Everett S. Lee, President of the Population Association of America (PAA), 1969/70, in a 1979 interview.

Two or three doctors at Chulalongkorn Hospital in Bangkok decided they'd like to begin to supply patients with intrauterine devices. We gave them a supply of IUDs. The word got out, entirely by word of mouth, and people came in from all over the country for services. Monday morning was the registration day and there might have been as many as 800 women sitting out on the grass waiting to register for this service.²

Amos H. Hawley, PAA President, 1971/72, on his time in Thailand in 1964/65.

In 1966, Christopher Tietze, US physician and consultant to the Population Council, claimed that “no other contraceptive method has undergone so rapid and thorough a change of medical reputation as that experienced by intrauterine devices (IUDs)”.³ The attention doctors paid to improving the materiality of IUDs – long-acting, reversible birth control devices inserted into a woman's uterus – was one of the reasons for their growing reputation. In the late 1920s, German obstetrician Ernst Gräfenberg introduced intrauterine devices made of metal, silkworm gut, and silver wire. Gräfenberg moved to the United States, where other researchers picked up his work and used stainless steel to invent the short-lived Hall-Stone Ring. In the 1950s, Jack Lippes introduced the Lippes Loop, a device made of flexible thermoplastic for easier insertion; thermoplastic became the most widely used material for IUDs. In the 1960s, Howard Tatum concluded that a T-shaped design would better fit the shape of the uterus, thereby preventing easy expulsion. Chilean Jaime Zipper and Tatum found that copper would work as an effective spermicide, and the copper Tatum T was first marketed in the 1960s.⁴

Tietze also claimed that new research results were instrumental in the dramatic turn of the history of IUDs in the 1960s. Scientists in many places (including Japan, Israel, and the United States) reported positive results from experiments with variations of the ring, made of different metals or plastic, and tested in different shapes and sizes. Their efficacy, allegedly evident in low pregnancy rates and limited side effects for users, prompted

1 E.S. Lee, PAA President in 1969/70 (No. 33), Interview by Abbott Ferriss (29 June 1979), p. 206, http://www.populationassociation.org/wp-content/uploads/PAA_Presidents_1961-76.pdf (accessed 4 October 2018). Frank Notestein was president of the PAA from 1947 to 1948, founding director of the Office of Population Research at Princeton University, and later president of the Population Council.

2 A.H. Hawley, PAA President in 1971/72 (No. 35), Interview by Jean van der Tak (6 April 1988), p. 234, http://www.populationassociation.org/wp-content/uploads/PAA_Presidents_1961-76.pdf (accessed 4 October 2018).

3 C. Tietze, Contraception with Intrauterine Devices: 1959–1966, in: *American Journal of Obstetrics and Gynecology* 96 (1966) 7, pp. 1043–1054, at 1043.

4 For context, see C. Takeshita, *The Global Biopolitics of the IUD: How Science Constructs Contraceptive Users and Women's Bodies*, Cambridge 2011.

further action. Scientific meetings generated interest in a new generation of IUDs. In 1962, about 40 physicians from eleven countries convened for the First International Conference on Intrauterine Contraception in New York City. They secured funding for large-scale collaborative international research programmes. Promising research results contributed to the skyrocketing attendance rates at the Second International Conference on Intrauterine Contraception. In 1964, more than 500 experts from over 40 countries attended the meeting.⁵ In the same decade, the US-based Population Council, which hosted both conferences, asserted its leading role in IUD research worldwide.⁶



Researchers and female patients experimented with a wide variety of shapes and forms of IUDs over the years. Image used with permission by Dittrick Medical History Center, Case Western Reserve University.

Tietze's chronology reveals several vital characteristics of IUDs as travelling objects, but their trajectory can hardly be reduced to a story of scientific achievements alone. Tietze alerts us to the centrality of IUDs in transnational, collaborative research; he frames IUDs as evidence of medical progress by "men of science" who exchanged data on clinical studies, laboratory experiments, and field research. He also draws our attention to

5 C. Tietze, *History of Contraceptive Methods*, in: *Journal of Sex Research* 1 (1965) 2, pp. 69-85, at 80.

6 E. Moss, *The Population Council: A Chronicle of the First Twenty-Five Years, 1952-1977*, New York 1978, p. 62; C. Tietze and S. Lewit (eds.), *Proceedings of the First International Conference on Intra-Uterine Devices*, Amsterdam 1962; S. J. Segal, A. L. Southam, and K. D. Shafer (eds.), *Proceedings of the Second International Conference on Intra-Uterine Contraception*, Amsterdam 1965.

the sites of international conferences, where IUDs brought medical scientists together to exchange their perspectives on the device.⁷ Here, I am inspired by multiple perspectives of people's encounters with IUDs, and I expand Tietze's focus to include political and gendered dimensions of the transnational object history of IUDs. First, former presidents of the Population Association of America (PAA), cited above, testified to the role IUDs played in international population control, where the devices represented "great instruments for holding the world's population down to reasonable levels".⁸ Second, IUDs reached women differently depending on location, as medical doctors and population planners employed the devices in regionally specific contexts and found problems of "overpopulation" predominantly in the developing world. Third, IUDs had different and changing meanings for medical doctors ("men of science") and female users ("women in need"): while the changes IUDs brought to individual users cannot be documented, evidence such as the "800 women sitting out on the grass waiting to register [for IUD service]" that PAA President Amos H. Hawley encountered on his travels to Thailand speaks volumes about women's hopes to regulate pregnancies.⁹

This study follows the transnational travels of IUDs in order to explore the complex relationships between scientific research about contraceptive technologies, global discourses on overpopulation, nation-state politics aimed at regulating population size, and the changing degrees of attention that medical scientists and policy-makers paid to women's demands and health. IUDs offer object lessons of the category that historian Lorraine Daston calls "things that talk", first, because the device was much talked about, and, second, because talk became revealing evidence as a compliment "paid to the roles that certain bits of matter [...] play in the lives of certain people".¹⁰ As IUDs were entangled in webs of cultural and political-economic significance linked to changing material practices, they offer object lessons about political and economic competitions of policy-makers and about women's changing practical derivations.¹¹

I argue that IUDs as travelling objects, while shaped by the transnational neo-Malthusian scientific paradigm of the threat of overpopulation, also acquired new meaning as they travelled. Concurring with Arjun Appadurai's assertion that the meaning people attribute to objects ("things") derives from human transactions and how things are used and circulated, I assert that IUDs accumulated meaning in human transactions, which involved not only transnational but also local dimensions.¹² In Appadurai's words, we can learn about the relationship between "things" and humans by analysing the societies in which they circulate. To that effect, "we have to follow the things themselves,

7 C. Tietze and S. Lewit, *Evaluation of Intrauterine Devices: Ninth Progress Report of the Cooperative Statistical Program*, in: *Studies in Family Planning* 1 (1970) 55, pp. 1–40.

8 Lee, Interview, p. 206.

9 Hawley, Interview, p. 234.

10 L. Daston, *Things That Talk: Object Lessons from Art and Science*, New York 2004, p. 520.

11 Much like the scientific objects that Daston traces. See L. Daston, *Biographies of Scientific Objects*, Chicago 2000.

12 A. Appadurai (ed.), *The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 1986.

for their meanings are inscribed in their forms, their uses, their trajectories. It is only through the analysis of these trajectories that we can interpret the human transactions and calculations that enliven things. Thus, even though from a *theoretical* point of view human actors encode things with significance, from a *methodological* point of view it is the things-in-motion that illuminate their human and social context”.¹³ In the history of IUDs as travelling objects, we find information exchanges over and above object exchange, and gain insights into the political and gendered power dimension that connects “men of science” and “women in need”.

This analytical lens contributes to recent scholarship that recognizes the force of objects and materialities to either disrupt or consolidate existing sex-gender systems as well as gendered rights and responsibilities. Objects, examined in their relationships to men and women, offer important clues about the changing meanings of masculinity and femininity, of gendered responsibilities, and of hierarchies.¹⁴ Contraceptive devices, as objects of everyday life, reveal specific dimensions of relationships of gender and power that begin when population planners and medical professionals make new objects “appropriate” for women. We find evidence of the reproduction of unequal access to power in vertical approaches to family planning that “targeted vast populations of women, delivered large quantities of contraceptive commodities, and focused on ‘motivating’ them to ‘accept’ contraception, especially long-acting methods such as intrauterine devices and sterilization”.¹⁵ However, the hierarchical relationships between medical professionals and female patients also created new spaces for women’s empowerment that increased women’s choices about their lives.

Population is Political: Remembering Malthus and Marx

The work of medical researchers, the search for contraceptive devices, and the discourse and action of those who promote the circulation of such devices never take place in a political vacuum. At times, we forget just how political (and subjective) allegedly rational scientific research may be; population research is a case in point. Scholars like David

13 Ibid., p. 5.

14 Scholars in the growing field of gender archeology have offered new approaches to the study of objects to provide evidence of variations in gender relations, showing that such relations are not reproduced over time, but continuously made. See M.L.S. Sørensen, *Gender Archaeology*, Cambridge 2000; M.L.S. Sørensen, *On Gender Negotiation and its Materiality*, in: S. Hamilton, R. Whitehouse, and K. I. Wright (eds.), *Archaeology and Women: Ancient and Modern Issues*, Walnut Creek 2007. They have inspired my interest in the impact that material forms of gender systems have on gender hierarchies, on unequal access to decision-making processes that are maintained through gendered object-codes (and that become evident if such codes are violated). Linkages between gender and objects have also been important for the maintenance of hierarchical gender systems. Just as “proper” uses of objects of everyday life serve to confirm and reproduce what is “appropriate” for women or men, “subversive” uses of gender-coded objects disturb existing gender-systems to changing degrees. See P. Kirkham and J. Attfield (eds.), *The Gendered Object*, Manchester 1996.

15 See S. Correa, A. Germain and G. Sen, *Feminist mobilizing for global commitments to the sexual and reproductive health and rights of women and girls*, in: E. Chesler, and T. McGovern (eds.), *Women and Girls Rising: Progress and Resistance Around the World*, New York 2016, pp. 51–68, at 53.

Harvey and Armand Mattelart remind us that scientific research on human population is often flawed, that scientific methods to determine the ratio between population and resources are highly problematic, and, most importantly, that science is neither politically nor ethically neutral.¹⁶

Some contemporaries of Englishman Reverend Thomas Malthus's *An Essay on the Principle of Population* in 1789, for example, read his work as a much-desired antidote to revolution, as a way to eliminate other people's hopes for increased human equality and social progress after the French Revolution. Malthus warned of what he saw as the dangerous consequences of uncontrolled population growth, when exponential increase of the human population would surpass and then deplete resource and food production. As the poor in England – as in the rest of Europe – far outnumbered the rich, Malthus's study conveyed not only that human populations were headed for a troublesome future unless they learned to limit their own reproduction, but also that the rising numbers of poor foretold uncontrollable and horrible consequences if reformers stood by idly: "The power of population is so superior to the power in the earth to produce subsistence for man, that premature death must in some shape or other visit the human race."¹⁷

Considering the fears of European elites who dreaded a loss of power and privilege in the aftermath of the French Revolution, it is not surprising that Malthus's text became one of the most frequently read of the time and, arguably, the most useful anti-revolutionary weapon and ideological tool that justified elite control over the impoverished masses. Simply put, concerned political leaders and wealthy citizens argued that excessive procreation, rather than political and economic institutions that reproduced social inequalities, caused the misery of the poor and the social problems that plagued their nations.¹⁸ In this context, sociologist John Bellamy Foster may have been right to assert that "[n]o other work was more hated by the English working class, nor so strongly criticized by Marx and Engels".¹⁹ Malthus's theory could be applied to blame the poor for their own misery and thus to be alleviated through population control.²⁰ Yet, with or without Malthus, effective population control remained difficult because of the limited range and reliability of contraceptive technologies. For centuries, couples depended on condoms, interrupted intercourse, sexual abstinence, and self-induced abortions to prevent or end pregnancies.

16 D. Harvey, Population, Resources, and the Ideology of Science, in: *Economic Geography* 50 (1974) 3, pp. 256–277; A. Mattelart, Prefiguración de la ideología burguesa. Lectura ideológica de una obra de Malthus, in: *El Trimestre Económico* 38 (1971) 149/1, pp. 145–188.

17 T.R. Malthus, *An Essay on the Principle of Population*, Oxford 1999, p. 61.

18 For a discussion of such critical readings of Malthus, see J.B. Foster, Malthus's Essay on Population at Age 200, in: J.B. Foster, *Ecology against Capitalism*, New York 2002, pp. 137–154.

19 *Ibid.*, p. 137.

20 According to Karl Marx, it could even provide a justification of warfare against revolutionary France. For discussion of Malthus in England of the 1790s, see I. Angus and S. Butler, *Too Many People?: Population, Immigration, and the Environmental Crisis*, Chicago 2011, p. 7; I analyse this subject in the context of challenges to women's reproductive rights in J. Pieper Mooney, Entre Marx y Malthus: El camino rocoso desde el control de la población hacia los derechos reproductivos, in: *Revista Chilena de Salud Pública* 19 (2015) 2, pp. 140–153.

In the 1960s, IUDs gained attention in transnational debates on fertility regulation when medical researchers made available another method of fertility regulation that promised to be a contraceptive revolution: the pill. The understanding that pregnancy could be prevented by scientific means stimulated debates on fertility control and family planning among women and couples, as well as by scholars, physicians, politicians, and clergy. For some, it implied increased control over population size both globally and nationally. For others, new and effective contraceptives represented unprecedented choices they could make about pregnancy and family size. Nevertheless, alliances between women who sought reproductive choices and neo-Malthusians who aimed to save the world from overpopulation remained uneasy at best.²¹ From the perspective of the latter, post-World War II developments and the rising fronts of the Cold War heightened the urgency for the search for methods to control population threats.

The prominence of IUDs benefited from the advent of the pill, but the latter also fuelled object competitions, revealing that conflicts of population planners over the most suitable methods were more often power struggles between agencies rather than actual concerns about the suitability of contraceptive methods for users. Population researcher Phyllis Tilson Piotrow, in her 1973 book, documents competitions among US agencies and compares them to the characteristics of rivalries in weapons development, where

*debates take the form of technical reviews, susceptible to prolonged research and objective evaluation, [but] they are as much issues of power as issues of science. The real question is not only whether this army missile actually performs better than that air force missile but also whether the army or the air force will dominate the program. The pill-IUD debate [...] can be seen in terms of a power struggle.*²²

Piotrow's evidence elucidates specific inter-agency rivalries that followed changes in US policy, when USAid began to support population programs and became, in 1969, the "largest single supporter of population and family planning programs in the world". When USAid officials started promoting the pill, they challenged established practices by institutions like the Population Council that had prioritized IUDs. Drug companies accelerated the competition when they published information about negative side effects of competitors' devices.

IUDs embarked on their journey just as the political dimension of population questions, reminiscent of the old conflicts between Malthus and Marx, gained new significance after the Second World War. In the United States, the Population Association of America (PAA) increased its membership from about a hundred at the time of its foundation in 1931 to over a thousand by the late 1950s.²³ New organizations mushroomed because of concern about "population problems". In 1952, John D. Rockefeller III brought togeth-

21 D. Hodgson and S. Cotts Watkins, *Feminists and Neo-Malthusians: Past and Present Alliances*, in: *Population and Development Review* 23 (1997) 3, pp. 469–523.

22 P. Piotrow, *World Population Crisis: The United States Response*, New York 1973, p. 155.

23 F. Notestein, *Memories of the Early Years of the Association*, in: *Population Index* 47 (1981) 3, pp. 484–488; F. Notestein and F.W. Osborn, *Reminiscences: The Role of Foundations*, the Population Association of America,

er scholars, demographers, and population activists and founded the Population Council to build international networks among researchers. In 1957, eugenicist Clarence Gamble founded the Pathfinder Fund and extended his contraceptive campaigns from the United States to Latin America. In 1961, the Hugh Moore Fund created the Population Crisis Committee to increase government involvement in population control by sponsoring large-scale newspaper advertising designated as the "Campaign to Check the Population Explosion".²⁴ In 1964, John D. Rockefeller III stoked fears of overpopulation:

*Until recently, I believed an even greater problem [than population growth] was the control of nuclear weapons. However, there is a justifiable hope that the use of these weapons can be prevented; but there is no hope that we can escape a tremendous growth in world population. Therefore, it becomes a central task of our time to stabilize this growth soon enough to avoid its smothering consequences.*²⁵

Rockefeller lobbied international political leaders to support the "Statement on Population" he presented to the UN secretary-general in 1966. He urged heads of states to recognize overpopulation "as a principal element in long-range national planning", not only to advance goals of economic development, but also to help secure peace.²⁶ The Population Council became one of the primary institutions to fund research on IUDs.²⁷ The loud echo that followed the emergence of neo-Malthusian discourse – evident in the drastic measures proposed to curb population growth in the Americas and in the aggressive images of population campaigns – was linked to the tensions of the Cold War and new fears that could be soothed by controlling the populations perceived as political threats. In the United States, population planners primed fears of potential revolutions and communist takeovers to garner public support. In advertisements and information campaigns, they presented images of "hungry nations" filled with people who could ignite the "population bomb". The poor would "imperil" or "threaten the peace of the world" when their growing discontent would inspire social revolution.²⁸ Ads warned that "the ever mounting tidal wave of humanity now challenge[d] us to control it, or be submerged along with all our civilized values".²⁹ Combined with the beginning of the

Princeton University and the United Nations in *Fostering American Interest in Population Problems*, in: *The Milbank Memorial Fund Quarterly* 49 (1971) 4, pp. 67–85.

24 L. Lader, *Breeding Ourselves to Death*, New York 1971.

25 S.J. Segal, *Introductory Remarks*, in: S.J. Segal, A.L. Southam and K.D. Shafer (eds.), *Proceedings of the Second International Conference on Intra-Uterine Contraception*, Amsterdam 1965, p. 1.

26 United Nations World Leaders' Statement on Population, John D. Rockefeller 3rd Papers, Sub series 4, Population Interests, 1965 (1970–1978), Folder 513, RFA, Rockefeller Archive Center (RAC).

27 See also C. Takeshita, *The Global Biopolitics of the IUD*, pp. 13–15.

28 Campaign to Check the Population Explosion, *Hungry Nations Imperil the Peace of the World*, and *The Population Bomb Threatens the Peace of the World*, in: *New York Times*, 23 February 1969, sec. IV, p. 5, and 9 February 1969, sec. IV, p. 5.

29 Campaign to Check the Population Explosion, *The Population Bomb Threatens the Peace of the World*, in: *New York Times*, 9 February 1969, sec. IV, p. 5, and 23 February 1969, sec. IV, p. 5. Ads had different titles and images but the same text; they were signed by the same people, such as Eugene Black, former head of the World Bank; General William Draper Jr, former ambassador to the North Atlantic Treaty Organization; Philip Hauser, University of Chicago; and Hugh Moore, Founder, Dixie Cup Company.

1959 Cuban Revolution, some people feared the possible threat of radical upheavals even more than the lack of food supplies and declining living standards. In 1964, in an open letter to President Lyndon B. Johnson, population planners warned:

*The population explosion w[ould] inevitably lead to chaos and strife at home and abroad – to more Cubas and Vietnams – to revolutions and wars, [...]. All of it grist for the Communist mill.*³⁰

IUD research and distribution were often caught between the fronts of those who claimed that peaceful human development and economic stability depended on population control, and of others who declared it a weapon of imperialism in an unequal war. In the United States, President Lyndon B. Johnson increased his support of population control only gradually, but sectors of the Latin American left nonetheless termed his strategy the “‘Johnson genocide,’ approach to economic development”.³¹ Initially, Johnson’s position, in fact, did not exclude the United States from policy measures; in 1965, he declared,

*Let us in all our lands – including this land – face forthrightly the multiplying problems of our multiplying populations and seek the answers to this most profound challenge to the future of all the world. Let us act on the fact that less than five dollars invested in population control is worth a hundred dollars invested in economic growth.*³²

Yet, policy-makers and population activists, who often framed arguments in favour of population control as a solution to underdevelopment, provoked some Latin Americans. Many leftists took the side of Marx in the old battle of the two “prophets”, emphasizing the anti-revolutionary component of Malthusian thought. According to this position, the notion of overpopulation was but a poor excuse for the poverty of the working classes, arguing that birth control only served to artificially prolong an economic system that produced underdevelopment and that fertility regulation reproduced class hierarchies.³³ Prolific writer Eduardo Galeano, one of the best-known spokespersons for the Latin American left, saw IUDs as part of the global offensive led by the United States:

While intrauterine devices compete with bombs and machine-gun salvos to arrest the growth of the Vietnamese population, in Latin America it is more hygienic and effective to kill guerrilleros in the womb than in the mountains or in the streets. [...] Now that

30 New York Times, 13 December 1964, sec. IV, p. 5, sponsored by the Hugh Moore Fund; I explore the role of the population control establishment in J. Pieper Mooney, *The Politics of Motherhood: Maternity and Women’s Rights in Twentieth-Century Chile*, Pittsburgh 2009.

31 For reference to the term, see Piotrow, *World Population Crisis*, p. 1.

32 “Address in San Francisco at the 20th Anniversary Commemorative Session of the United Nations, June 25, 1965”, *Public Papers of the Presidents of the United States: Lyndon Johnson, 1965* (Washington: Office of the Federal Registrar, Archives and Records Service, General Services Administration, 1966), pp. 703–706, at 705.

33 J. Consuegra, *Birth Control as a Weapon of Imperialism*, in: T.L. McCoy, *The Dynamics of Population Policy in Latin America*, Cambridge 1974, pp. 163–181.

*the Alliance for Progress is dead and buried, the Imperium proposes, more in panic than in generosity, to solve Latin America's problems by eliminating Latin Americans.*³⁴

When political interest groups framed their views of IUDs as possible tools for controlling alleged population threats, or as supposed weapons to control unruly Latin Americans, they discounted women's reproductive health and the overwhelming evidence that women sought to limit pregnancies. Activists who rejected the neo-Malthusian bent and who, instead, demanded reproductive choices and women's right to bodily integrity, asserted their language of rights only gradually. The UN endorsed reproductive rights for the first time at the International Conference on Human Rights in Tehran, Iran, in 1968, confirming that "couples have a basic human right to decide freely and responsibly on the number and spacing of their children and a right to adequate education and information in this respect".³⁵ In 1979, the Convention on the Elimination of All Forms of Discrimination against Women (CEDAW) set an unequivocal standard for women's rights and sought to pressure governments to adhere to the norms of gender equity. National leaders could ratify CEDAW or support a modified version of the original document. The Declaration and Program of Action of the 1993 World Conference on Human Rights, in Vienna, officially stated that "women's rights are human rights".³⁶ Women's rights remained crucial to subsequent definitions of reproductive rights, which included references to reproductive and sexual health, specifying that "reproductive health [...] implies that people are able to have a satisfying sex life and that they have the capability to reproduce and the freedom to decide if, when, and how often to do so."³⁷ In short, an effective language of reproductive rights gained transnational prominence only in the 1990s. In the meantime, many physicians resorted to their own approaches to treat the health of their patients, assuming "the doctor knows best". In Chile, one medical doctor sought to help his patients through his own experiments with a new IUD: the Zipper Ring.

Testing the "Zipper Ring" in Chile: From Local Experiments to Transnational Research Collaboration

Examples from Chile, where female patients became, unknowingly, the first people to test the Zipper Ring, offer insights into the webs of cultural and political-economic sig-

34 E. Galeano and C. Belfrage (trans.), *Open Veins of Latin America: Five Centuries of the Pillage of a Continent*, New York 1997, pp. 6–7.

35 United Nations, *Human Rights Aspects of Family Planning*, Final Act of the International Conference on Human Rights, UN Doc. A/CONF. Resolution XVIII, 32/41, p. 15.

36 Vienna Declaration and Programme of Action, UN GAOR, World Conference on Human Rights, 48th Session, 22nd Plenary Meeting, UN Doc. A/CONF.157/24 (1993), reprinted in 32 I.L.M. 1661 (1993), para. 18, as cited in A. S. Fraser, *Becoming Human: The Origins and Development of Women's Human Rights*, *Human Rights Quarterly* 21 (1999) 4, at 903.

37 As cited in Center for Reproductive Law & Policy and Foro Abierto de Salud y Derechos Reproductivos, *Women Behind Bars. Chile's Abortion Laws. A Human Rights Analysis*, New York 1998, at 25.

nificance of IUDs, into the changing material practices in their access and use, and, most of all, into the different degrees of power that separated the world of the “men of science” from that of the “women in need”. Some pioneering Chilean local developments in IUD technology took shape not in response to the widely articulated need for population control, but in response to an acute public health crisis, manifest in maternal mortality rates due women’s self-induced, unsanitary abortions. Female patients made ample use of novel contraceptive technology that their doctors offered, even though they had only limited information about side effects. The innovative practices of medical researchers like Jaime Zipper allowed “men of science” to assert their authority; they also reproduced multiple unequal relationships of power.³⁸

In Santiago, where Jaime Zipper practiced medicine, doctors had long recognized the problem of self-induced, unsafe backstreet abortions, yet few dared to address the subject as a public health matter related to women’s unmet contraceptive needs. Legislated in the Chilean Penal Code of 1974, induced abortion remained a criminal offence. The criminalization of abortion restricted open discussions about the problems of women of childbearing age who could have testified to the need for access to family planning devices.³⁹ Furthermore, Chilean moral-cultural codes limited the “admissible” subjects for public debate, imposing silence on sexuality and procreation. As any references to birth control technologies remained taboo, health officials were reluctant to propose “public” initiatives in response to the “private” problems of women who died because of botched abortions.⁴⁰ In fact, more than two decades before Zipper tested his first Chilean IUD, some doctors tried to interrupt the public silence on abortion through such exceptional events as the 1936 Medical Convention in the port city of Valparaíso. Their forceful quests for the legalization of abortion and the distribution of contraceptive technologies were shut down by moral concerns. Deep social conservatism shushed public contemplations on voluntary motherhood or women’s need for birth control. Members of the medical establishment – including groups of health professionals such as midwives – judged all deliberations about abortions as immoral and as direct attacks on the family and the nation.⁴¹

Starting in the late 1950s, medical doctors gathered testimonial and statistical evidence as part of new public health projects in select urban communities, which also encouraged unprecedented attention to women’s lack of access to contraceptive devices. Women’s testimonial accounts confirmed that they employed abortion as a means of fertility regulation, that women of childbearing age terminated about one-third of all pregnancies,

38 I discuss the context of Zipper’s initiatives in J. Pieper Mooney, *The Politics of Motherhood: Maternity and Women’s Rights in Twentieth-Century Chile*, Pittsburgh 2009.

39 Induced abortion was declared a criminal offence under the Chilean Penal Code of 1874.

40 Bonnie Shepard convincingly argues that women’s health also was harmed by a Chilean “double discourse system” that helped maintain a public silence on subjects of sexuality and reproduction and limited women’s access to information and medical advice. See B.L. Shepard, *Running the Obstacle Course to Sexual and Reproductive Health: Lessons from Latin America*, Westport 2006.

41 A. del Campo, *La nación en peligro: El debate médico sobre el aborto en Chile en la década de 1930*, in: S. Zárate (ed.), *Por la salud del cuerpo, historia y políticas sanitarias en Chile*, Santiago 2008, pp. 133–188.

and that serious health consequences or death were the overwhelming results of clandestine backstreet abortions. In 1961, 4,000 interviews of women between 20 and 49 years of age showed that one in every four women admitted to having had between 1 and 35 induced abortions.⁴² Hospital statistics revealed that complications resulting from induced abortions accounted for 8.1 per cent of all hospital admissions in the country. Post-abortion patients made up close to one-third of all admissions in obstetrical services.⁴³ Cases admitted to the hospital for complications following an abortion accounted for 35 per cent of surgeries in obstetric services and 26.7 per cent of the blood used in all emergency services.⁴⁴ Indeed, women expressed their need to prevent pregnancies by inducing abortions under life-threatening circumstances. Doctors concluded that illegal abortions had reached "epidemic" proportions.⁴⁵

Jaime Zipper's personal experience in one of Santiago's public hospitals gave him first-hand insights into the health crisis of maternal mortality and of women's unmet needs for contraception. Engaged in clinical work in the obstetrical and gynaecological service of the Barros Luco Hospital and conducting research at the Institute of Physiology of the University of Chile, he sought to resolve his patients' needs with the tools of a researcher-scientist. Local women of the Barros Luco Hospital community – whose poverty and lack of control over their lives made them vulnerable subjects – were the first patients in Dr Zipper's unauthorized trials with his own invention: the Zipper ring. Most of the women struggled with the burden of feeding large families with limited resources. The hospital served a low-income population, characterized by high fertility rates. Many of the mothers who came to the hospital had no social security or health insurance. About 35 per cent of the patients who delivered at the hospital had given birth to five or more children. A high proportion were women over 35 years of age, had nutritional problems as well as a high incidence of abortions in the past, and found it difficult to withstand another pregnancy and add yet another child to their impoverished family.⁴⁶

In the process of exploring existing IUD technology – and its flaws – Jaime Zipper stumbled across a useful research opportunity in 1959. In an article on experiments with modified metal intrauterine rings, first used by Ernst Gräfenberg in 1929, Zipper read about the medical problems physicians had encountered with the first-generation intrauterine devices. Described as "tailless", they were difficult to remove, and their proper

42 R. Armijo, in: R.K.B. Hankinson et al. (eds.), *Proceedings of the Eighth International Conference of the International Planned Parenthood Federation*, Santiago, Chile, 9–15 April 1967, London 1967, p. 143; See also R. Armijo and T. Monreal, *Epidemiology of Provoked Abortion in Santiago, Chile*, in: *Journal of Sex Research* 1 (1965) 152, pp. 143–159.

43 S. Plaza and H. Briones, *El aborto como problema asistencial*, in: *Revista Médica de Chile* 91 (1963) 4, pp. 294–297.

44 International Planned Parenthood Federation, *Family Planning in Chile: A Profile of a Development of Policies and Programmes*, London 1979, at 3.

45 H. Romero, *Chile: The Abortion Epidemic*, in: B. Berelson (ed.), *Family-planning Programs: An International Survey*, New York 1969, pp. 134–145.

46 A. Faúndes and E. Hardy, *Contraception and Abortion Services at Barros Luco Hospital, Santiago, Chile*, in: H.P. David et al. (eds.), *Abortion in Psychosocial Perspective: Trends in Transnational Research*, New York 1978, pp. 284–297.

placement could not be easily checked. Zipper conducted a series of experiments with nylon thread, material otherwise used for fishing. Winding it several times around two fingers, he made a ring whose loose end could be used as a tail for removal. To validate his discovery, he tried the ring on patients in his office at the hospital. “Just like that!” Zipper remarked in the interview, “and I got so excited with the idea! I started with as many women as I could, took them with me into the little room, and fitted them with the ring.”⁴⁷ When asked about the information he made available to his patients, Zipper claimed that he “told them what he was about to do to them,” but, characterizing his typical patient as a poor woman, he added that, “of course, within her lack of culture, I don’t think that she could have understood much of it. So I said that I would insert the ring, and that she should not worry about it.”⁴⁸ His personal account of the proceedings in his first contraceptive clinic conveys the chasm that separated medical scientists from their female patients. Women became part of studies for the sake of medical advancement and the development of new technologies at a time before researchers considered the need to seek informed consent.⁴⁹



Jaime Zipper, 1955, experimenting with the Zipper ring, MD0006313, © 2018 COLECCIÓN MUSEO NACIONAL DE MEDICINA. Facultad de Medicina Universidad de Chile.

47 Jaime Zipper, interview by author, Santiago, October 1997.

48 Ibid.

49 In the Americas, the term “informed consent” began to be used only in the 1950s; it represented a relatively new idea in the history of medical practice. For thousands of years, medical doctors felt that information should reach patients only selectively, and that deception was an integral part of medical practice. See P. M. Murray, *The History of Informed Consent*, in: *The Iowa Orthopedic Journal* 10 (1990), pp. 104–109.

From the perspective of many Chilean doctors, research results such as the Zipper Ring could, in fact, lower the rates of maternal mortality and the ill effects of illegal abortions. Zipper's experiments came to light only when a woman who started bleeding sought help and reported to a physician-colleague at the hospital. The patient could only say that she got "the ring" from "a grey-haired guy in the second floor, who put these things into women".⁵⁰ The colleague reported Zipper's malfeasance and the latter's expulsion from the medical community seemed imminent. Yet, the subsequent moderate reaction of Zipper's doctor-colleagues, and his ability to justify unprofessional behaviour in a world of medical professionals, stemmed from the long-standing crises of induced abortions and maternal mortality, as well as doctors' inability to cope with these problems. In the end, their daily encounters with butchered abortions and troubled mothers of large families led colleagues to support official clinical trials with the ring. Zipper placed a sign, "Contraceptive Clinic", on his office door and between October 1959 and June 1963, an additional 6,500 women were fitted with the new contraceptive device.⁵¹

Jaime Zipper shared his research results on the Chilean ring at the Second International Conference on IUDs in New York City, an event that US physician Christopher Tietze, cited above, had praised as an international success. Zipper, addressing "results obtained with the first 3000 ring wearers" in the Barros Luco Hospital experiment, did not talk about the unscientific sample selection of the first 600 women he fitted with the ring; he focused on quantifiable test results instead.⁵² Satisfied with the results, the low expulsion rates, and a total of 155 unintended pregnancies, Zipper made clear that for him and his team of physicians,

*despite the complexities of an experimental program of population control, or a campaign to replace illegal abortion by a preventive technique, [...] intrauterine contraception [wa]s the only method known that offer[ed] hope in the developing countries.*⁵³

Research Connections and Travelling Scientists

The projections by population planners and medical researchers to supply women with IUDs encouraged ongoing transnational research collaboration, such as the one between Jaime Zipper and Howard Tatum. From 1961 to 1962, Jaime Zipper was a postgraduate research fellow in Massachusetts, working in reproductive physiology with Gregory Pincus, best known for his research on the contraceptive pill. In 1964/65, Philadelphia

50 Jaime Zipper, interview by author, Santiago, October 1997.

51 J. Zipper, M. L. García and L. L. Pastene, Intra-Uterine Contraception with the Use of a Flexible Nylon Ring: Experience in Santiago de Chile, in: S. J. Segal, A. L. Southam, and K. D. Shafer (eds.), *Proceedings of the Second International Conference on Intra-Uterine Contraception*, Amsterdam 1965, p. 88; I present more details on these developments in J. Pieper Mooney, *The Politics of Motherhood: Maternity and Women's Rights in Twentieth-Century Chile*, Pittsburgh 2009.

52 *Ibid.*, p. 120.

53 *Ibid.*, p. 93.

native, physician-researcher Howard Tatum spent his sabbatical year working with Zipper at the University of Santiago. Jointly, they improved Zipper's nylon-plastic IUDs and postulated that T-shaped devices would be less likely to causing bleeding, pain, and expulsion. Zipper's ongoing experiments with IUDs other than his own nylon ring showed that copper enhanced the effectiveness of intrauterine devices, and he shared his research results at international conferences. In the United States, Howard Tatum combined the outcomes of Zipper's study with his own research on the best possible shape of IUDs. He designed a T-shaped intrauterine device for easier insertion and maintenance. Transnational collaboration between scientists, thereby, permitted the manufacturing of the first copper-containing IUD, Cu T 200, also known as Tatum T.⁵⁴ By 1969, they completed their first tests, and Tatum's new copper-bearing T, an IUD with spermicidal effect, reached the market.⁵⁵ Research funds from the Population Council eased collaboration between Tatum and Zipper and promoted the copper-enhanced Tatum T as a new tool of population regulation with improved effectiveness.⁵⁶

In the United States and in Chile, population planners found ample evidence to celebrate IUDs as useful tools to maintain political stability in the Cold War and to mediate the ill effects of economic underdevelopment. Addressing an international group of medical researchers, Bernard Berelson, then vice-president of the Population Council, praised the reliability of the IUD and the "great value of having available a contraceptive method of this character". He commented on "the value of th[e] device from the medical standpoint" and foresaw success "on the road to an historically important, even unique accomplishment".⁵⁷ The IUD, as a new and highly controllable method, represented

*at least potentially, a tremendous contribution to the welfare of individual families and national communities, with all that this mean[t] for the economic prosperity, the political stability, and the freedom of mankind. Indeed [...] this simple device can and will change the history of the world.*⁵⁸

The claim to the "success" of IUDs remained complex – undisputed from the position of physicians and population planners, yet more uncertain from the perspective of women users. In the late 1960s, Chilean physicians declared that the number of "program acceptors", (women who agreed to use family planning technologies) had increased significantly, and that IUDs had become the most widespread contraceptive device in Chile.

54 Zipper's professional home also became the site of a study of the Copper-T 200 (CuT 200) intrauterine device, which was inserted in 1,142 post-partum patients. See P. Lavin, C. Waszak and C. Bravo, Preliminary Report on a Postpartum CuT 200 Study, Santiago, Chile, in: *International Journal of Gynecology & Obstetrics* 21 (1983) 1, pp. 71–75.

55 M. Thiery, Pioneers of the Intrauterine Device, in: *European Journal of Contraception and Reproductive Health Care* 2 (1997) 1, pp. 15–23.

56 Population Council, Advancing Long-Acting Reversible Contraception, 3 April 2013, <http://www.popcouncil.org/news/advancing-long-acting-reversible-contraception> (accessed 4 October 2018)

57 B. Berelson, Application of Intra-Uterine Contraception in Family Planning Programs, in: S. J. Segal, A. L. Southam, and K. D. Shafer (eds.), *Proceedings of the Second International Conference on Intra-Uterine Contraception*, Amsterdam 1965, p. 13.

58 Ibid.

Personal accounts by some Chilean doctors relayed that doctors, rather than patients, prioritized specific methods. In the western health sector of Santiago, with a population of 460,000, headed by Dr Benjamín Viel, gynecologists inserted IUDs at a rate of about 60 devices a day in 1966.⁵⁹ In his progress evaluation of seven family planning services in the western health sector, Viel documented that the number of births and abortions fell. Between 1964 and 1969, birth rates declined by 33 per cent. The number of women hospitalized for abortion complications decreased by almost the same rate, in the same time period and geographical area. Viel emphasized that these declines were significantly greater than those documented "in countries where the family planning programme has been using 'pills' as the major contraceptive" and attributed his success to the effectiveness of the IUD. When Viel suggested that "[t]he greater continuation rate among IUD acceptors" might have been responsible for the difference, he also knew that continuation rates were directly related to doctors' control over IUD insertion, a control they did not have over women's reliance on the pill.⁶⁰

Women users, meanwhile, still lacked access to reliable information on contraceptive devices such as IUDs. In a medical survey conducted by epidemiologist Mariano Requena in Santiago's urban neighbourhood of Quinta Normal, patients revealed how multiple factors shaped their trust in contraceptive methods. Many women remained suspicious of unfamiliar technologies and often acquired their information on birth control from neighbours, mothers, or sisters rather than health professionals. Only 20 per cent of a group of 448 women had consulted a physician or midwife regarding contraception. Requena documented how at the time rumours and fears transformed women's contraceptive choices overnight. At the start of his fieldwork, Requena found that most women listed IUDs as their first preference. When the same women's responses suddenly shifted to the contraceptive pill, he learned that that new information had spread in the neighbourhood, warning women that IUD insertion could lead to cancer. Given these fears, many continued to resort to abortion to limit pregnancies and births.⁶¹

In Chile, the new discourse of contraceptive choices and the evident decline in maternal mortality showed that IUDs, indeed, saved lives. Yet, by and large, doctors' efforts failed to address women's need to make informed reproductive decisions of their own – and in the contexts of their individual lives. Zipper understood that "women were desperate

59 See A. L. Southam, Ford Foundation, Notes on Chile, University of Chile, March 28–April 4, 1966, Southam, 4/8/66, Folder: FC-O Chile 1964–66, Chile, University of, Collection: Population Council, Box 6, Accession II. Unprocessed material: 8–10.

60 B. Viel, Results of a Contraceptive Program based on IUD's in Chile, in: A. Goldsmith and R. Snowden (eds.), Proceedings of the Family Planning Research Conference; A Multidisciplinary Approach, Exeter, England, 27–28 September 1971, International Congress Series 260, Amsterdam 1972, pp. 103–107, at 106.

61 M. Requena, El problema del aborto inducido en una población obrera de Santiago. Uso y actitudes frente al empleo de anticonceptivos, in: Celade, Serie A (1963) 63, distribución interna; M. Requena, Studies of Family Planning in the Quinta Normal District of Santiago: The Use of Contraceptives, in: Milbank Memorial Fund Quarterly 43 (1965) 4, part 2, pp. 69–99; A. Faúndes and E. Hardy, Contraception and Abortion Services at Barros Luco Hospital, Santiago, Chile, in: H. P. David et al. (eds.), Abortion in Psychological Perspective, New York 1978, pp. 284–297.

for contraceptives”, adding, “for them, a contraceptive was an aspirin they inserted”. He appeared to recognize women’s limited access to information about methods.⁶² As such, Zipper and other doctors not only expected female patients to relinquish control of their bodies to the more knowledgeable professional, but also reinforced women’s position at the lower end of multiple social and gendered hierarchies: physician and patient, husband and wife, man and woman. Jaime Zipper, again, articulated the dominant view among medical practitioners who continued to improve family planning technologies and present their work at international conferences, pronouncing “the medical profession rather than the patient must ultimately decide on the efficiency of any [contraceptive] procedure in light of the relevant factors”.⁶³

Physicians and population planners at international gatherings proposed agendas that intentionally left women few choices. Women’s reproductive behaviour had taken on new meaning in its relationship to concerns over development and political stability – and it needed to be controlled. In this context, they often conveyed a message of female ineptitude, which was shared by the general medical establishment and by the male world of science. Some physicians ignored women’s preferences altogether: Too much was at stake to tolerate a “cafeteria-choice” allowing women to choose among several contraceptive methods. Many contraceptives, other than IUDs, required a high level of motivation and continuous incentive to be effective, so the mass application of such methods was “not advisable from an economic and demographic point of view”.⁶⁴

Conclusion: Science, Politics, and the Gendered Boundaries in Technologies of Change

The travels of IUDs confirm that fertility regulation, one of the largest projects of global governance of the twentieth century, also affected the most intimate aspects of people’s lives. In the Americas, this global project entailed the regulation of women’s bodies, involved the study of women’s behaviours, and targeted these behaviours if women threatened communities and nations by giving birth to too many children. Population planners insisted that fertility regulation depended on experts’ control, which justified surveillance of women deemed too unreliable and ineffective to regulate their own fertility. Amid neo-Malthusian interpretations of population threats after the Second World War, health officials, medical doctors, population planners, and other “men of science” transnationally discussed intrauterine devices in the capitalist language of efficiency, development, and profit. From the perspective of population planners, IUDs were relatively cheap, reliable, and did not require everyday medical or user attention. As a device

62 Jaime Zipper, interview by author, Santiago, October 1997.

63 J. Zipper, M. L. Garcia and L. L. Pastene, *Intra-Uterine Contraception with the Use of a Flexible Nylon Ring: Experience in Santiago de Chile*, S. J. Segal, A. L. Southam and K. D. Shafer (eds.), *Proceedings of the Second International Conference on Intra-Uterine Contraception*, Amsterdam 1965, p. 90–91.

64 Ibid.

that could easily help the poor limit their number of children, IUDs appeared especially useful in the developing world. From the perspective of users, IUDs posed health risks and had side effects such as bleeding, pain, and infections. Medical doctors have, in fact, linked intrauterine devices to women's infertility and even deaths.⁶⁵ Yet, IUDs and contraceptive choices could also empower individual women who sought to prevent or plan pregnancies and whose lives could improve dramatically as a result.⁶⁶ IUDs have remained among the most widely used contraceptive methods today.⁶⁷

This history also demonstrates how improving women's reproductive choices may, at times, depend on profoundly anti-feminist research practices by experts whose priorities align with the goals of scientific exploration and the politics of the capitalist marketplace. Both neo-Malthusian concerns and the political-economic priorities of the post-World War II development paradigm sparked the crucial initial funding and development of contraceptive devices that, potentially, could revolutionize women's lives by allowing them to control pregnancies and, thereby, plan their lives. Doctors, medical researchers, and demographers who led transnational debates often promoted neo-Malthusian positions. They not only crafted arguments in favour of controlling population size, but also explored the most effective technical means to achieve this end.

As we relate the work of "men of science" to women's everyday lives, we find new opportunities as well as new boundaries placed on women's reproductive choices. IUDs, as travelling objects, reveal dynamics of power structures and gendered hierarchies and confirm that both production and consumption are gendered processes. "Men of science", such as medical doctors, often placed women's bodies in what they saw as prescribed gender orders in which objects, such as IUDs, consolidated existing power differences and gendered hierarchies. For women who sought to regulate their fertility, IUDs represented new opportunities to avoid pregnancies. My historical evidence supports the assertion Chikako Takeshita makes in her recent study on the 50-year history of the IUD, affirming that "politically versatile technology such as the IUD defies the notion that technologies can be simply neutral, bad, or good".⁶⁸ Nonetheless, we can conclude that IUDs as travelling objects, shed light on the reproduction of unequal gender systems in which "men of science" mediate or limit the potential choices of "women in need", the latter in search of the most suitable ways to limit pregnancies.

Arjun Appadurai's assertion that the meaning people attribute to objects derives from human transactions and how things are used and circulated also has a gendered dimen-

65 D. A. Edelman, G. S. Berger and L. G. Keith, *Intrauterine Devices and Their Complications*, Boston 1979; See also the history of the Dalkon Shield, which reveals the slow reaction to evidence of serious health hazards, even women's deaths, before the device was taken off the market. M. F. Hawkins, *Mary Florence, Unshielded: The Human Cost of the Dalkon Shield*, Toronto 1997.

66 United Nations Fund for Population Activities, and United Nations Population Fund *Inventory of Population Projects in Developing Countries around the World*, New York 1974.

67 Scholars claim that while the use of the device has gone down in some countries, Chinese leaders put major family planning emphasis on the use of IUDs; between 65–70 per cent of the world's users are in China. A. M. Findlay and A. Findlay, *Population and Development in the Third World*, London 1991, p. 71.

68 C. Takeshita, *The Global Biopolitics of the IUD*, p. 168.

sion. Gendered hierarchies reveal those unequal relationships of power that we need to consider in future planning of reproductive policies and strategies of public health. In the 1960s, some physicians who “prescribed” IUDs to address the “epidemic” of maternal mortality due to backstreet abortions, or who sought to “heal” problems of poverty and underdevelopment by limiting population size, relied on models of doctor-patient relationships in which the former ordered a cure and expected the latter to follow. These relationships have not gone unchallenged. In the twenty-first century, we find that a more outspoken feminist health agenda – and a global discourse of reproductive rights – empowers a growing number of women in the Americas to take charge of their reproductive decision-making.

Cookbooks for a sacred life. Handbücher der Bewusstseins- erweiterung in der transnationalen Jugendkultur der langen 1960er Jahre

Isabel Richter

ABSTRACTS

Der Beitrag beleuchtet die Rolle materieller Artefakte für den Diskurs der „Bewusstseins-erweiterung“ in der Jugend- und Alternativkultur der 1970er Jahre. Im Zentrum steht der von Ram Dass veröffentlichte und zum Bestseller avancierte Ratgeber *Remember Be Here Now* (1971) und der von Tony Wheeler herausgegebenen Reiseführer *Across Asia on the Cheap* (1973), der erste Band der späteren Serie *Lonely Planet*. Die Autorin versteht die Bücher als transkulturelle Produkte par excellence, auf deren Grundlage sich Fragen nach Bedeutungen, Aneignungen und Resonanzen in der transnationalen Jugendkultur der langen 1960er Jahre beantworten lassen. Ebenso wichtig ist die Frage, in welcher Weise die beiden Werke handlungsrelevant waren, das heisst, welche soziale Praktiken im Kontext der beiden Quellen in der populären Kultur der 1960er und 1970er Jahre entstanden und transnational zirkulierten.

The contribution examines the role of material artifacts for the discourse on “mind expansion” in the youth and alternative culture of the 1970s. It focuses on Ram Dass’ bestseller and guidebook *Remember Be Here Now* (1971) and Tony Wheeler’s travel guide *Across Asia on the Cheap* (1973), which represented the first volume of the later *Lonely Planet* series. The author understands the books as transcultural products par excellence, which give answers to the question of meaning, adaptation and resonance within transnational youth culture during the long 1960s. Just as important is the question about the relevance of the two publications for the agency of youth culture, asking which social practices were triggered by these objects within the popular culture of the 1960s and 1970s and how they subsequently participated in a transnational circuit.

„Any trip you want to take leads to the same place“ schrieb Ram Dass 1971 in seinem Bestseller *Remember Be Here Now* – ein Satz, in dem sowohl der englische „trip“ als Reise, aber auch das LSD-Tripping mitschwingt und der dem Drogenkonsum der psychedelischen 1960ern mit Skepsis begegnet. Zugleich scheint Ram Dass' Gedanke auch vielen Idealen der „westlichen Welt“ wie Selbstkontrolle, Zielorientierung, Autonomie und Entscheidungsfreiheit eine Absage zu erteilen.¹ Dennoch avancierte Dass' Buch zum Verkaufsschlager der „Bewußtseinsweiterung“, der 1978 in der 43. Auflage bereits knapp eine Million gedruckte Exemplare verbuchen konnte. Der Band führte US-Amerikaner/innen und Westeuropäer/innen auf populäre Weise in Meditationspraktiken ein und galt in der Jugend- und Alternativkultur der 1970er Jahre als „Cookbook for a sacred life“.² Sein Cover zeigt die weißen Umriss eines Kreises vor violetterm Hintergrund. Der englische Titel *Remember Be Here Now* (Denke daran, sei jetzt hier) umrundet den Kreis in einer Endlosschleife (siehe Abbildung 1). An ein buddhistisches oder hinduistisches Mandala erinnernd, bilden einander kreuzende Linien im Inneren des Kreises eine Art Gitternetz. An 12 Punkten treffen sie an der Kreislinie aufeinander, bilden funkelnde Knotenpunkte, die die Möglichkeit der Erleuchtung andeuten mögen. Im Zentrum des Kreises ist ein Stuhl abgebildet, der einem traditionellen Holzstuhl mit geflochtenem Stroh als Sitzfläche gleicht und möglicherweise auf dieses Objekt als Hilfsmittel für westliche Meditationsanfänger anspielt.



Abb. 1: „Denke daran, sei jetzt hier“: Verkaufsschlager aus den frühen 1970ern für die Reise ins Innere

1 R. Dass, *Remember be here now*, Teil 1, San Cristobal, New Mexico 1978, unpaginiert.

2 Ebd.

Auch der 1973 von Tony Wheeler herausgegebene Reiseführer *Across Asia on the cheap*, der erste Band der späteren Serie *Lonely Planet*, hat es zu einiger Berühmtheit gebracht und wird manchmal auch als „gelbe Bibel“ bezeichnet: Er gehört zu den ersten Anleitungen, die Überlandroute von Europa nach Indien und Nepal zu meistern. Das Cover schlägt für diese Reise ein ganzes Spektrum an Fortbewegungsmitteln vor. Es reicht vom Reisen per Tuktuk, per Anhalter, Schiff, Eisenbahn oder Kombi bis hin zum Elefanten, Kamel oder dem Fahrrad als Transportmittel (siehe Abbildung 2).³ Nicht nur die Ästhetik des Patchwork und der handgezeichneten Skizze auf beiden Covern, die Improvisation, Unmittelbarkeit und Individualität versprechen, verbindet die beiden Bände. In beiden Anleitungen steht nicht das Reisen als Erholung vom monotonen und ermüdenden Arbeitsalltag im Mittelpunkt, sondern die „Bewusstseinsweiterung“. Sie war ein zentrales Ideal der Alternativ- und Gegenkulturen der langen 1960er Jahre und sah unter anderem vor, zu reisen, um unterwegs zu sein, individuelle Möglichkeiten zu entdecken und unbekanntes Terrain zu erleben. Die Utopie der Grenzüberschreitung ist in beiden Anleitungen dennoch durchaus unterschiedlich gestaltet. Während *Across Asia on the cheap* als Leitfaden Erfahrungen auf dem Reiseweg über Land zwischen Europa und Indien festhält und dazu animiert, neues kulturelles und geografisches Terrain zu erkunden, führt *Remember Be Here Now* in Techniken ein, mit denen die Grenzen des rationalen, westlichen Ichs überschritten werden sollen.

„Bewusstseinsweiterung“ war ein zentrales Konzept der psychedelischen 1960er Jahre in den USA und in Westeuropa sowie ein experimenteller Leitgedanke in Teilen der Jugend- und Alternativkultur der langen 1960er Jahre. Zur Bewusstseinsweiterung, die sowohl eine Veränderung des Bewusstseinszustandes als auch Selbstreflexion, Selbst- und Sinnsuche umfasste, waren in den langen 1960er Jahren verschiedene soziale Praktiken relevant. Dazu gehörten Experimente und Erfahrungen mit Psychedelika (LSD, Meskalin), mit neuen Architekturen, mit neuen Formen des Zusammenlebens (Kommunen), neuen Therapieformen, aber auch die Neuentdeckung von Religion und Spiritualität. Während mittlerweile einige fundierte Studien zu den psychedelischen 1960er Jahren v.a. in den USA, aber auch in Westeuropa sowie zu den Anfängen alternativer Lebensstile seit der zweiten Hälfte der 60er Jahre vorliegen⁴, findet man immer wieder auch Hinweise auf neue „alternative“ Reisepraktiken, die zur Jugendkultur der langen 1960er Jahre

3 T. Wheeler, *Across Asia on the Cheap: A Complete Guide to Making the Overland Trip*, South Yarra 1978. Das Cover der ersten Auflage von 1973, das Antiquare als kostspielige Rarität handeln, hat kein gelbes, sondern ein graues Cover, das allerdings auch in handgezeichneten Darstellungen das Spektrum an denkbaren Transportmitteln vorstellt.

4 Zu den psychedelischen 60ern sowie alternativen Lebensstilen mit Schwerpunkten in den USA, Großbritannien und der BRD siehe S. Reichardt, *Authentizität und Gemeinschaft: Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Frankfurt/M. 2014; R. Price, *Across the Great Divide: A Photo Chronicle of the Counter-culture*, Albuquerque 2010; S. Reichardt und D. Siegfried (Hg.), *Das alternative Milieu: Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983*, Göttingen 2010; A. Gordon, *Spaced out: Radical Environments of the Psychedelic Sixties*, New York 2008; R. C. Fuller, *Stairways to Heaven: Drugs in American Religious History*, Boulder 2000; A. Marwick, *The Sixties: Cultural Revolution in Britain, France, Italy, and the United States, c.1958–1974*, Oxford, New York 1998.

gehörten.⁵ Das neu erwachte Interesse für „Asien“ und fernöstliche Religionen bzw. Spiritualität ließ insbesondere Indien zu einem zentralen Reiseziel werden und wird häufig mit der Hippie-Bewegung seit Mitte der 1960er Jahre in Verbindung gebracht.⁶ Der Landweg von Westeuropa nach Indien und Nepal entwickelte sich in dieser Zeit zu einer der ersten außereuropäischen Routen des „alternativen Tourismus“, den Wheeler im Untertitel des Reiseführers schlicht als *die* Überlandroute bezeichnete. Mit zunehmender Bekanntheit der Strecke etablierte sich der Name „Hippie-Trail“, der von Westeuropa über die Türkei, den Iran, Afghanistan und Pakistan führte, bis der einsetzende Krieg in Afghanistan im Dezember 1979 diese Landstecke nach Indien unpassierbar machte. Mein Text stellt mit zwei frühen alternativen Reiseanleitungen Alltagsobjekte ins Zentrum, die die Reisenden aus der transnationalen Jugendkultur als Leitfäden nutzten, um „anders“ zu reisen. Die beiden Anleitungen sollen als Alltags- und Referenzobjekte interpretiert werden, um „Bewußtseinsenerweiterung“ und „alternatives Reisen“ zu historisieren. Aus der Perspektive einer transnationalen Alltagsgeschichte ist damit zum einen die Frage nach Bedeutungen, Aneignungen und Resonanzen in der transnationalen Jugendkultur der langen 1960er Jahre verbunden. Zum anderen interessiert mich, in welcher Weise die beiden Leitfäden handlungsrelevant werden, das heißt, welche soziale Praktiken im Kontext der beiden Quellen in der populären Kultur der 1960er und 1970er Jahre entstanden und transnational zirkulierten.⁷ Um diese Fragen zu behandeln, werde ich zunächst klären, was mit Jugend- und Alternativkultur in dieser Zeit gemeint ist und Dimensionen von transnationaler Alltagsgeschichte diskutieren. Danach steht die Analyse eines der ersten alternativen Reiseführer im Mittelpunkt, aus der später die *Lonely Planet* Reiseführerserie entstand, gefolgt von *Remember Be Here Now* als Reiseanleitung zur Bewusstseinsenerweiterung.

Jugendkulturen und transnationale Zeitgeschichte

Mit alternativen Reisen und Praktiken der Bewusstseinsenerweiterung experimentierten in den 1960er und 1970er Jahren insbesondere junge Erwachsene aus den Jugend- und Al-

5 R. I. Jobs und I. Richard, Youth Mobility and the Making of Europe 1945–1960, in: Ders. und D. M. Pomfret (Hg.), Transnational Histories of Youth in the Twentieth Century, Houndsmills, Basingstoke 2015, S. 1–19; B. Ireland und S. Gemie, From Kerouac to the Hippie Trail: Some Notes on the Attraction of On the Road to British Hippies, in: Studies in Travel Writing (2015), S. 66–82.

6 Vgl. zu Vorläufern, Anknüpfungspunkten und Inspirationsquellen der Reisenden in den 1960s und kulturhistorischen Entwicklungen seit dem 19. Jahrhundert in Westeuropa I. Richter, Alternativer Tourismus in den 1960er und 1970er Jahren: Transkulturelle Flows und Resonanzen im 20. Jahrhundert, in: A. Gallus, A. Schildt und D. Siegfried (Hg.), Zeitgeschichte transnational: Deutschland nach 1945, Göttingen 2015, S. 155–178; S. Reichardt und D. Siegfried (Hg.), Das alternative Milieu, S. 783 f; A. Marwick, The Sixties, S. 482 ff.

7 Mein Schwerpunkt wird auf Verflechtungen zwischen den USA, Großbritannien der BRD und Indien liegen, da der vorliegende Aufsatz im Kontext meines aktuellen Forschungsprojektes zur „Entdeckung Indien in den langen 1960ern“ entstanden ist, in dem Akteure aus diesen Herkunftsregionen im Zentrum stehen. Zur Begründung der Länderauswahl siehe I. Richter, Alternativer Tourismus, S. 155–178, 172.

ternativkulturen in den USA und Europa.⁸ Jugendkultur und die Geschichte der Jugend waren in den letzten Jahrzehnten vielfach Gegenstand historischer Untersuchungen.⁹ Allerdings versuchen erst jüngste Veröffentlichungen Jugend auch analytisch zu erfassen und weisen darauf hin, wie wenig produktiv eine normative Vorstellung von Jugend aus kulturhistorischer Perspektive ist. Jugend kann mit bestimmten Alterskohorten, der Phase vor der gesetzlichen Volljährigkeit, als spezifische Etappe zwischen Kindheit und Erwachsenenalter und mit biologischem Alter verbunden werden. Da aber Vorstellungen von Jugend nicht nur historischem Wandel unterliegen, sondern auch schicht-, geschlechts- und kulturspezifisch geprägt sind, hat sich in der Kulturgeschichte die Perspektive bewährt, nach zeitgenössischen Deutungsweisen und Praktiken zu fragen, die die Vorstellungen von Jugend einer spezifischen Epoche gestalten.¹⁰ Diese Sicht hat nicht nur den Vorteil, die Historisierung von Jugend zu ermöglichen und den Blick für die Geschlechts-, Schicht-, und Kulturspezifika von Jugend zu öffnen. Sie erlaubt auch, Akteure mit Jugend in Verbindung zu bringen, die biologisch gesehen nicht mehr jung und vielleicht schon in ihren 30ern oder 40ern sind, aber jugendkulturelle Praktiken leben und damit auch den Blick öffnen für Praktiken der Verjüngung.

Auch Konzepte von Transnationalität und Transkulturalität sind in der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren vielfach diskutiert worden.¹¹ Jüngste Veröffentlichungen plädieren dafür, insbesondere das Konzept von Transkulturalität zur Analyse der Geschichte von Mobilität, Migration und Kulturkontakten zu nutzen. Im Vergleich mit verwandten Konzepten wie Transnationalität, Verflechtung, Hybridität, *Histoire Croisée*, Intersektionalität, sei der Begriff der Transkulturalität besser geeignet, um kulturelle *Flows* und extraterritoriale Räume mit internationalem Charakter in den Blick zu nehmen.¹²

8 Dass das Experimentieren mit LSD als bewusstseinerweiternder Substanz sich nicht auf die Jugend- und Alternativkulturen der 1960er beschränkte, zeigt Jakob Tanner, der u.a. die von der CIA finanzierten Mind-control Projekte aus den 1950er Jahren untersucht. Vgl. J. Tanner, „Doors of Perception“ versus „Mind Control“: Experimente mit Drogen zwischen kaltem Krieg und 1968, in: B. Griessecke u.a. (Hg.), *Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2009, S. 340-372, 358 f. Zum Aufstieg von LSD in der medizinisch-psychiatrischen Forschung der 1940er und 1950er Jahre siehe auch J. Moser, *Psychotropen: Eine LSD-Biografie*, Konstanz 2013, S. 17 f.

9 Vgl. P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, München 1975; P. Fass, *The Damned and the Beautiful: American Youth in the 1920s*, Oxford 1977; R. R. Gillis, *Youth and History: Traditions and Change in European Age Relations 1770-Present*, New York 1981; V. Zelizer, *Pricing the Priceless Child: The Changing Values of Children*, New York 1985. Zu Jugendkultur in West- und Nordeuropa als Thema der Kulturgeschichte siehe A. Schildt und D. Siegfried (Hg.), *Between Marx, Savage, Teenage*, Als Überblick zu jüngsten Veröffentlichungen siehe O. Heilbrunner, *From a Culture for Youth to a Culture of Youth: Recent Trends in the Historiography of Western Youth Cultures in: Contemporary European History* 17 (2008) 4, S. 575-591.

10 Vgl. D. Jobs und M. Pomfret (Hg.), *Transnational Histories of Youth in the Twentieth Century*, Houndmills, Basingstoke 2015, S. 3. Zur Verwendung des Begriffs Jugendkultur seit dem späten 19. Jahrhundert siehe A. Schildt und D. Siegfried, *Introduction*, in: A. Schildt und D. Siegfried (Hg.), *Between Marx, Savage, Teenage*, S. 5 f.

11 Bereits 1916 verwendete Randolph Bourne das Konzept in seiner Veröffentlichung „*Transnational America*“. Der erste transnational Turn in den Sozialwissenschaften geht auf die 1960er Jahre zurück und fokussiert die politischen Entwicklungen und Praktiken von „non-governmental actors“. Vgl. P. Saunier, *Transnational*, in: A. Iriye und ders. (Hg.), *The Palgrave Dictionary of Transnational History*, Basingstoke 2009, S. 1047-1054, 1048 und 1051.

12 M. Herren, M. Rüsck und C. Sibille, *Transcultural History: Theories, Methods, Sources*, Heidelberg, New York, London 2012, S. 7.

Die Frage nach Transkulturalität ist mit keinem standardisierten methodischen Set, sondern innerhalb des kulturhistorischen Paradigmas eher mit dem methodischen Plädoyer verbunden, Selbstrepräsentationen stärker zu berücksichtigen, neue Recherchestrategien zu entwickeln und neben Texten auch Bildquellen und Tonquellen gleichberechtigt in Interpretationen zu berücksichtigen.¹³ Diese Vorstellung von Transkulturalität scheint mir für mein Thema besonders produktiv zu sein, weil es bei der zentralen Fragen nach Bedeutungen, Aneignungen und Resonanzen in der transnationalen Jugendkultur der langen 1960er Jahre nicht einfach um ein Aufgreifen und Übernehmen geht, sondern eher um Transformationen, Übersetzungen und durchaus auch zirkuläre *Flows* zwischen Indien und der „westlichen Welt“.¹⁴

Kulturkontakte auf dem *einsamen Planeten*

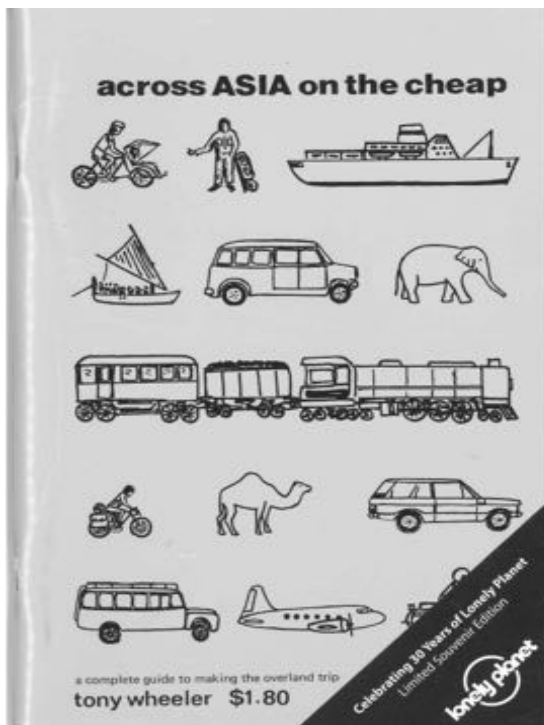


Abb. 2: Anleitung für den „Hippie Trail“: Auf dem Landweg nach Indien und Nepal

¹³ Vgl. ebd. S. 7-8.

¹⁴ In den letzten Jahren ist vielfach darauf hingewiesen worden, dass auch die westliche Welt kein homogener Raum ist. Zum Konstruktionscharakter „des Westens“ siehe R. Bavaj und M. Steber, *Germany and the West: The Vagaries of a Modern Relationship*, in: Dies. (Hg.), *Germany and the West: The History of a Modern Concept*, New York 2015, S. 1-37.

Auch wenn das Stichwort Bewusstseinsweiterung in *Across Asia on the cheap* nicht fällt, kultiviert der Reiseführer die Utopie der Grenzüberschreitung und ermuntert, unbekanntes Terrain zu erkunden – auf einer Strecke, die sich 1973 als *die* Landroute bereits einen Namen gemacht hatte. Die Fantasievorstellung eines einsamen, unberührten Globus im Titel der Serie *Lonely Planet* und die Schilderung einer eingespielten Reiseroute scheinen nur auf den ersten Blick paradox. Denn Reiseführer halten das gesicherte Wissen ihrer Reiseklientel einer bestimmten Zeit fest und zugleich auch die mit einer Destination verbundenen zeitgenössischen Fantasien. Dass der Reiseführer junge Erwachsene aus westlichen Jugend- und Alternativkultur ansprach, wurde so gut wie nie explizit gemacht, ist allerdings mit Blick auf die Empfehlungen für Reisepraktiken sehr wahrscheinlich. Dies kommt zum einen im Ideal zum Ausdruck, mit möglichst geringen Ausgaben für Essen, Übernachtung und Fortbewegung auszukommen, aber zugleich das *going native*, die Idealisierung und Identifikation mit der lokalen Bevölkerung, auch nicht zu übertreiben. So warnte Wheeler etwa davor, dass drastischer Gewichtsverlust in Indien aufgrund der hygienischen Standards unumgänglich sei und empfiehlt, ruhig einmal in einer Touristenklitsche zu essen: „A meal in that sort of place can do wonders to your mood as well as your well being. Over economy on food is definitely false economy.“¹⁵ Die Passage bringt eine große Distanz zu Orten in Indien mit westlichem Essen zum Ausdruck. Wheeler hält diese Orte zwar für unumgänglich für das leibliche Wohlbefinden, diffamiert sie aber zugleich auch als „Touristenfallen“. Ratschläge dahingehend, wie Kanadier/innen, Deutsche und Amerikaner/innen Visas bekommen und verlängern konnten, weisen auf ein internationales Reisepublikum hin, das offenbar häufig länger als drei Monate unterwegs war. Dass der Führer vermutlich Reisende aus der Alternativkultur ansprach, wird auch deutlich durch die Hinweise, wo gutes Dope zu bekommen ist, in welchem Land Mengen für den Eigenbedarf toleriert wurden und welche Gefängnisstrafen für Drogenbesitz und Drogenschmuggel etwa im Iran galten.¹⁶ Die Hinweise für reisenden Frauen auf „Women’s Lib“ (kurz für: women’s liberation bzw. Befreiung der Frau) weisen auf eine Nähe der Leser/innen zu sozialen Bewegungen hin. Frauen werden vor sexuellen Belästigungen vor allem in muslimisch dominierten Ländern wie Pakistan gewarnt und dazu angeregt, sich zur Vorbeugung möglichst vollständig zu verhüllen: „It is going to be a thousand years before women’s lib arrives in Pakistan.“¹⁷ Die lokale Bevölkerung von einem westlicheren Kleidungsstil für Frauen zu überzeugen, würde nur zu weiteren Belästigungen führen. Als Reiseführer gibt der Text hier geschlechtsspezifisch pragmatische Ratschläge, um auch für westliche Frauen die Selbstfindung durch das Überschreiten geografischer und kultureller Grenzen denkbar zu machen. Die Frage nach Aneignungen, internationaler Solidarität in der Frauenbewegung, aber auch konkrete Deutungen von Kultur- und Geschlechterbeziehungen waren kein Thema im Reiseführer.

15 T. Wheeler, *Across Asia*, S. 25.

16 Ebd., S. 25.

17 Ebd., S. 152.

An einzelnen Stellen ist offensichtlich, dass viele Leser/innen den umgangssprachlich als „Hippies“ bezeichneten Reisenden zuzuordnen sind, wenn beispielsweise von „international freak food places“ die Rede ist.¹⁸ Das entspricht durchaus Beobachtungen in der Forschungsliteratur, die die Reisenden zwischen Westeuropa bzw. den USA, Indien und Nepal mit den Hippies in Verbindung bringen – Akteure, die sich selbst eher als „freaks“ oder „heads“ bezeichneten.¹⁹ Die Frage, ob es sich bei den Indien-Reisenden der späten 1960er und der 1970er Jahre ausschließlich um junge Erwachsene aus der Hippiebewegung handelt, bleibt bisher offen. Oral-History Interviews, die ich mit Zeitzeug/innen des Indien-Reisebooms in den 60ern und 70ern geführt haben, bestätigen für die USA die Herkunft vieler Reisender aus der Alternativ- und studentischen Protestbewegung der 1960er Jahre. Allerdings sehen sich nicht alle Zeitzeug_innen in der Nähe der Alternativ- und Gegenkultur. Einige waren in den 1960er und 1970er Jahren über studentische Austauschprogramme oder das Peace Corps in Indien unterwegs. Männliche Zeitzeugen geben manchmal auch Kriegsdienstverweigerung als zentrales Motiv für ihre langen, manchmal mehrjährigen Reisen an. Auch Angaben zur Zahl der Indien-Reisenden sind lückenhaft und liegen zwischen jährlich rund 500 im Jahr 1974 und insgesamt 47.000: In der Forschungsliteratur, aber auch in den autobiographischen Texten tauchen Zahlen immer wieder auf, allerdings bleibt die Erhebungsgrundlage dieser quantitativen Angaben weitgehend offen.²⁰

Alternativ Reisen in den langen 1960ern

Across Asia on the cheap führte seit den frühen 1970er Jahren ein breiteres Publikum in das alternative Reisen ein. Alternativ bedeutete zunächst einmal, sich von den klassischen Reiseformaten des Erholungs-, Wander- oder Strandurlaubs oder den organisierten Gruppenreisen zu unterscheiden. Reiseideale und soziale Praktiken des alternativen Reisens in den späten 1960er und den frühen 1970er Jahren sahen vor, mit möglichst wenig Geld, lange, weit und anregend zu reisen. Es handelt sich um eine Reiseform, die Improvisation, *going native* und die Entdeckung unberührter Terrains idealisierte und Autonomie und Entscheidungsfreiheit der Reisenden großschrieb. Sie erforderte eine Offenheit für unterschiedliche Transportmittel, die vom Trampen, dem Reisen mit der Bahn, im eigenen Großgruppentransporter und lokalen Bussen reichen konnte. Diese flexible Reiseform, die sich vom Mainstream der zeitgenössischen Reisenden und Touristen absetzte, war keine Erfindung der langen 1960er Jahre. Die bürgerlichen Jugend-

18 Ebd., S. 160.

19 S. Reichardt und D. Siegfried (Hg.), *Das alternative Milieu*, S. 783 f. Zu Ursprüngen und Geschichte der Hippiebewegung siehe A. Marwick, *The Sixties*, S. 482 ff; T. Roszak, *The Making of a Counter Culture: Reflections of the Technocratic Society and its Youthful Opposition*, Garden City, New York 1969, S. 124 ff.

20 R. MacLean, *Magic Bus: On the Hippie Trail from Istanbul to India*, London 2006, S. 205; D. Tomory, *A Season in Heaven: True Tales from the Road to Kathmandu*, San Francisco 1996, S. XIII; A. Bertsch, *Alternativ (in) Bewegung: Distinktion und transnationale Vergemeinschaftung im alternativen Tourismus*, in: S. Reichardt und D. Siegfried (Hg.), *Das alternative Milieu*, Göttingen 2010, S. 115-130, 117 und Fußnote 6.

lichen, die in Deutschland seit 1900 in die Natur zogen, die amerikanischen Tramps oder auch die ersten Trampler und Drifter der Zeit nach 1945 sind sicherlich Vorläufer, wenn es um individuellere Reiseformen und um Jugendmobilität geht.²¹ Stilprägend für die Reiseideale und Destinationen der transnationalen Hippiebewegung waren zweifellos Texte von Autoren der so genannten Beat Generation, die als erste moderne, literarische Subkultur der US-Nachkriegsgeschichte gilt.

Zu den bekanntesten Beatniks zählen Gary Snyder und Allen Ginsberg, die unter anderem die Erfahrungen ihrer Indien-Reisen in den späten 1950er beziehungsweise den frühen 1960er Jahren veröffentlichten. Jack Kerouacs Erzählung *On the Road* aus dem Jahr 1957 war nicht nur ein Manifest der Beatniks, sondern führte auch in das Reiseideal des Unterwegsseins ein und machte die Verbindung aus Drogen, Sexualität, Rausch und Musik in den sich etablierenden Gegenkulturen der 1960er Jahre salonfähig.²² Aus autobiografischen Texten wissen wir, dass viele alternativ Reisende der 1960er und 1970er Jahre das Ideal hochhielten, spontan, ohne konkrete Ziele, touristisch unberührtes Terrain zu erkunden. Der britische Journalist Simon Dring etwa reiste 1962 als 17-jähriger auf dem Landweg nach Indien und erinnerte sich 33 Jahre später wie folgt an seine Abreise:

*I had left home with an overwhelming sense of curiosity – not only about what the world had to offer, but also about myself. Nothing had been planned; I just had a sense that things would probably work themselves out. Being so totally unworldly, so innocent and naive was probably the best thing I could have been for my survival. In the summer of 1962 it was all beatniks and black furry sweaters – and in London the word was out that the grass was greener (and certainly cheaper) at Chez Popoff's in Paris; that Fats Domino was to headline at the Antibes Jazz Festival in the South of France [...] Istanbul was definitely the end of the road. At least that's what I thought.*²³

Neugier, Selbst- und Sinnsuche und eine offene Reiseroute stehen in Drings Erinnerung im Zentrum. Spontaneität und Ziellosgkeit waren wesentliche Ideale der alternativen Reisekultur. Auch die unbestimmte Rückkehr ist immer wieder Thema in Selbstzeugnissen. Der US-amerikanische Schriftsteller Raymond Mungo fand dafür beim Beginn seiner Reise 1971 nach Japan und Indien folgende Formulierung: „[We] concluded our affairs in North America. We paid our debts and found new lovers and left feeling no necessity to return if we didn't choose to.“²⁴ Hier scheint das Sujet der *Rites de Passage*

21 K. Schreiber, Kulturkritik in der deutschen Jugendbewegung, 'Wandervogel' 1896–1914, Siegen 2015, Kap. 4; R. J. Adriaansen, *The Rhythm of Eternity: The German Youth Movement and the Experience of the Past, 1900–1933*, New York 2015. Zu frühen Formen alternativer Jugendreisen und Jugendmobilität in der Zeit nach 1945 siehe E. Cohen, *Drifter Tourism: Nomads from Affluence: Notes on the Phenomenon of Drifter Tourism*, in: *International Journal of Comparative Sociology* 14 (1973), S. 89–103; R. I. Jobs, *Youth Mobility*, S. 1–19.

22 A. Ginsberg, *Indian Journals*, San Francisco 1970; J. Kerouac, *On the Road*, New York 1957.

23 S. Dring, *On the Road Again: Thirty Years on the Traveller's Trail to India*, London 1995, S. 18.

24 R. Mungo, *Return to Sender: Or When the Fish in the Water Was Thirsty*, Boston 1975, S. 9.

mitzuschwingen, also mit der Reise einen Lebensabschnitt abzuschließen, aber ebenso das Ideal der Ungebundenheit und Freiheit.

Eine gewisse Diskrepanz zwischen Ideal und sozialer Praxis in den frühen 1970er Jahren kann zweifellos nicht geleugnet werden, zumal sich mit der ersten Auflage von *Across Asia on the cheap* 1973 bereits eine ziemlich festgelegte Route auf dem Landweg etabliert hatte. Reiseführer sind immer Ergebnis einer touristischen Praxis und bringen Tourismus zugleich erst hervor. So gesehen sind auch alternative Reiseführer klassische reisende Objekte der 1970er Jahre, die durch viele Hände gingen. Zugleich kreieren diese Reiseführer Räume des Imaginären, die die Realisierung der Utopie des alternativen Reisens, des produktiven Kulturkontakts sowie die reibungslose Zirkulation von Wissen und Praktiken zwischen „Ost“ und „West“ versprechen – eine Fantasie von Grenzüberschreitung, die allerdings auf vielfache Weise auch in Frage gestellt worden ist. Das betraf nicht nur die Reisenden, die auf dem Hippie-Trail scheiterten, auf der Strecke blieben oder verschwanden. Ein ambivalenteres Bild von alternativ Reisenden kommt auch in solchen Erinnerungen zum Ausdruck, die den Entwurf einer homogenen alternativen Werte- und Reisegemeinschaft in Frage stellen. So erinnert sich beispielsweise die Schmuckdesignerin und das ehemalige Fotomodell Uschi Obermaier unter anderem an die Gefahren, die von anderen Reisenden ausgingen, als sie 1976 mit ihrem Freund Dieter Bockhorn nach Indien aufbrach.

[A]b und zu stießen wir auf die hässlichen Ausläufer des Hippietourismus [...] Wir trafen auf einen amerikanischen Hippie mit Stetson, der aussah wie Furios Frank von den Freak Brothers und der sich als eine ganz üble Nummer erwies. In seinem Bus nahm er europäische Anhalter mit und plünderte sie bis auf die Socken aus, bevor er sie in einer abgelegenen Gegend ihrem Schicksal überließ.²⁵

Auch Tony Wheeler machte darauf aufmerksam, dass bei Diebstahl nicht unbedingt die lokale Bevölkerung das größte Risiko für die Reisenden darstellt, sondern „your friendly fellow travellers.“²⁶

Welchen Eindruck die Reisenden „on the road“ bei der lokalen Bevölkerung hinterließen, lässt sich nur schwer zu sagen. Westeuropäer/innen und US-Amerikaner/innen halten in ihren Erinnerungen nur sehr vereinzelte Stimmen aus der Bevölkerung vor Ort fest und dies mit durchaus unterschiedlichem Tenor. 1957 eröffneten die Brüder Namik und Idris Colpan die Patisserie *Lâle Pastanesi* in Istanbul, die bei wohlhabenden Türken wegen des eiskalten schwarzen Kaffees und dem besonders guten Baklava hoch im Kurs standen. Die westeuropäischen Reisenden taufen die Patisserie in *Pudding Shop* um und machten diesen Ort zu einer zentralen Kommunikations- und Austauschbörse auf dem Hippietrail. Auf die Frage, was sie den Hippies verdankten, antworteten die Brüder Colpan wohl nicht ganz ohne Ironie, dass sie den Hippies wirklich dankbar seien, „because they taught us how to make Nescafé [...] „the hippies didn’t want to drink Turkish coffee

25 O. Kraemer und U. Obermaier, *High Times: Mein wildes Leben*, München 2007, S. 131.

26 T. Wheeler, *Across Asia*, S. 32.

[...], they want to eat icecream and macaroni.“²⁷ Der *Pudding Shop* und seine unmittelbare Umgebung wurden auch Ende der 1970er Jahre noch hochgelobt, weil es absolut kein Problem sei, einfach alle Kulinaria zu bekommen, die ein westliches Herz begehre. Als 1978 die dritte Auflage von *Across Asia on the cheap* erschien, war das Charisma dieses „Hangouts“ schon deutlich verblasst. Die 1960er Jahre wirken in der Beschreibung schon wie eine ferne Vergangenheit:

Yenner's, *almost directly behind the Pudding Shop, was for a long time a real freak hang-out with a famous notebook where people wrote the (far-out) tales of their travels and dreams. Now it just looks very old, drab, worn out and dirty. Ah those '60s dreams.*²⁸

Across Asia on the cheap gewährt Einblicke in Formen der Wahrnehmung Asiens, die über nationale Grenzen hinweg zirkulierten und sich in den 1970er Jahren vor allem auf Phänomene der populären Kultur bezogen: So etwa die „westliche“ Ethnomode der 1970er Jahre mit ihren indischen Paisley-Mustern, Maxi-Länge für Frauenkleider, Batikstoffen und Schafsfellmänteln aus Afghanistan. Oder die olfaktorische Fantasie von Indien, die in der „westlichen Welt“ mit einer Mischung aus Haschisch, indischem Patchouli und Sandelholzräucherstäbchen in Verbindung gebracht wurde, und die die Erinnerung an Indien noch lange in der Kleidung der Rückkehrer/innen konservierte. Zu den Praktiken und Werten, die für alternativ Reisende in den 1960ern und 70er Jahren relevant wurden, gehören neben einer Wiederentdeckung vegetarischen Essens zweifellos auch das Interesse für ganzheitliche Medizin und indisches Ayurveda, aber auch für indische Musik. So führte etwa der Musiker Ravi Shankar indieninteressierte Amerikaner und Westeuropäer bereits seit 1956 während seiner Konzertreisen in die Klangwelt der Sitar ein und veröffentlichte in der Hochphase dieser neuen musikalischen Rezeptionswelle 1968 seine LP *Introduction into Indian Music*. Ein breiteres Publikum lernte „Weltmusik“ in den späten 1960er Jahren kennen.²⁹ Und nicht zuletzt entwickelten sich Yoga und Meditation zum echten Exportschlager aus Indien – ein Trend, der ohne die ersten westlichen Alternativreisenden nicht denkbar wäre.

***Terra incognita* des Bewusstseins in den langen 1960er Jahren**

Auch *Remember Be Here Now* gilt als ein Klassiker der Alternativbewegungen der 1970er Jahre. Der englischen Erstauflage von 1971 folgten zahlreiche Übersetzungen in westeuropäische Sprachen. George Harrison setzte dem Buch in seinem Song *Be Here Now* ein Denkmal, der 1973 auf seiner LP *Living in the Material World* erschien. Der Apple-Gründer Steve Jobs formulierte in seinen autobiografischen Erinnerungen, *Remember Be*

27 R. MacLean, *Magic Bus*, S. 23.

28 T. Wheeler, *Across Asia*, S. 253.

29 Richter, *Alternativer Tourismus*, S. 155-178, 166 f.

Here Now habe ihn und seine Freunde in den 1970er Jahren tief berührt und verändert.³⁰ In der neueren Forschungsliteratur taucht der Text gelegentlich im Kontext religiöser Entwicklungen in den USA nach 1945 auf.³¹ Im Zentrum des Bandes stehen die Beschreibung der Verwandlung des amerikanischen Psychologen Richard Alpert zum Yogi Ram Dass. Das so genannte „Cookbook for a sacred life“ war zugleich Leitfaden zur Transformation des Bewusstseins.

In seiner Erläuterung zur zeitgenössischen Bedeutung der Transformation des Bewusstseins führte der Dichter und Akteur der Beat-Generation, Allen Ginsberg, aus, das Interesse für die Transformation des Bewusstseins sei das Verbindungsstück zwischen der Beat-Generation der 1950er und der Hippiebewegung der 1960er Jahre gewesen. Es habe vor allem bedeutet, Formen der Bewusstseinsweiterung zu erkunden und wie bei William Burroughs die Erkundung der Psyche und der kriminellen Welt, bei Jack Kerouac den Buddhismus, bei Gary Snyder Zen und Meditationspraktiken umfasst und für Ginsberg selber seine Hinwendung zum tibetischen Buddhismus bedeutet.³² Ram Dass' Entwicklung gilt als beispielhaft für diese Transformation. Er reiste 1967 nach Indien, lebte eine Zeitlang zusammen mit seinem Guru Neem Karoli Baba und kehrte nach weiteren Indienaufenthalten Anfang der 1970er Jahre als Hindu und Yogi in den Westen zurück.³³ Ram Dass' eigene Erfahrungen und deren Niederschrift führten dazu, dass ein bestimmter Lebensentwurf zu zirkulieren begann: ein westliches Leben mit einer bürgerlichen Identität hinter sich zu lassen, seinen Guru in Indien zu finden, und wenn vielleicht auch nicht erleuchtet, so doch mit deutlich mehr religiöser Selbsterkenntnis in den Westen zurückzukehren – ironischerweise eine zutiefst vom bürgerlichen Deutungshorizont der „westlichen Welt“ inspirierte Idee, nach der sich Lebensläufe gestalten lassen.

Das „Kochbuch“ ist ein Nachschlagewerk, aber auch ein Leitfaden für den Prozess der Transformation, der in vier Kapitel aufgeteilt ist. Im ersten autobiographischen Teil schildert Dass, wie er als Richard Alpert 1967 nach Indien reiste und als Schüler seines Gurus Baba Neem Karoli mit dem spirituellen Namen Ram Dass zurückkehrte. Der auf braunem Packpapier gedruckte zweite Teil, der durch die veränderte Materialität des Papiers, vielfache Berührung, Gebrauch und Abnutzung nahelegt, hält Mandalas, Mantrén, religiöse Zitate und Aphorismen aus dem Buddhismus, dem Hinduismus und aus Yogatraditionen fest. Der mit *Cookbook for a Sacred Life* betitelte dritte Teil ist wie der

30 G. Harrison, *Be here now* auf der LP *Living in the Material World*, Apple Records 1973; W. Isaacson, *Steve Jobs*, New York 2011, S. 34.

31 F. X. Charet, Ram Dass: The Vicissitudes of Devotion and Ferocity of Grace, in: A. Gleig und L. Williamson (Hg.), *Homegrown Gurus: From Hinduism in America to American Hinduism*, Albany 2013, S. 15–40, 17; P. Harvey und P. Goff (Hg.), *The Columbia Documentary History of Religion in America since 1945*, New York 2005, S. 76; P. Goldberg, *American Veda: From Emerson and the Beatles to Yoga and Meditation: How Indian Spirituality Changed the West*, New York 2010, S. 224–225; T. A. Forsthoefel und C. A. Humes, Introduction, in: Dies. (Hg.), *Gurus in America*, State University New York Press, Albany 2005, S. 16.

32 D. Brown und R. Novick (Hg.), *Mavericks of the Mind: Conversations for a New Millennium*, Freedom, California 1993, S. 267.

33 A. Versluis, *American Gurus: From American Transcendentalism to New Age Religion*, Oxford 2016, S. 196.

erste Teil auf hellem Recycling-Papier gedruckt und führt in Yoga- und Meditationspraktiken ein. Wieder auf robustem braunen Packpapier empfiehlt der vierte Teile Bücher und unterteilt die Literatur in „Bücher, mit denen man Zeit verbringen kann“ (wie die übersetzte Fassung der Bhagavad Gita, die Bibel, die Upanishaden), Bücher, in die die Leser/innen „hin und wieder einen Blicke werfen sollten“ (zum Beispiel Arthur Avalons Texte über Tantra, die Gedichte Williams Blakes, Texte von Hermann Hesse oder Mircea Eliades Buch über Yoga) und nicht zuletzt „Bücher, denen man mal begegnet sein sollte“ (zum Beispiel Dantes „Göttliche Komödie“, Theos Bernards Buch über Hatha Yoga oder Louis Fischers Biografie über Mahatma Gandhi).³⁴

Richard Alpert fühlte sich nicht von Anfang an zum Hinduismus hingezogen. Zunächst sei ihm der Buddhismus viel näher gewesen, den er als pur, sauber und intellektuell anregend empfunden habe.³⁵ Und auch die Verknüpfung von Bewusstseins transformation und Religiosität war nicht selbstverständlich. In den frühen 1960er gehörte Alpert als Psychologe zu denjenigen, die die bewusstseinsweiternden Effekte von LSD bekannt gemacht hatten. Bis zu seiner und Timothy Learys Entlassung von der Harvard University 1963 hatten beide in einem akademischen Kontext zu den bewusstseinsweiternden Dimensionen von LSD und anderen bewusstseinsverändernden Substanzen geforscht und sich für die Popularisierung von psychedelischen Drogen eingesetzt – ein Einsatz, der vor allem in der US-amerikanischen Alternativbewegung auf Resonanz stieß, aber auch in der BRD, Großbritannien und anderen west- und nordeuropäischen Ländern viele Anhänger/innen fand.

Von den Untersuchungen aus Harvard zu Effekten und Dimensionen von LSD in den frühen 1960er Jahren gingen zweifellos wichtige Anstöße aus: Die überwiegend studentischen Testpersonen berichteten vor allem von religiösen Erfahrungen, wenn LSD in einem säkular-neutralen (und positiv unterstützendem) Kontext genommen wurde.³⁶ Aber auch afroamerikanische Jazzmusiker der 1950er und die Akteure der Beat-Generation machten LSD (und andere Drogen) in den Gegen- und Alternativbewegungen der 1960er Jahre bekannt.³⁷ Zudem veröffentlichten Konsument/innen zunehmend Berichte über ekstatische Erlebnisse, magische Halluzinationen, Rauschzustände, Gefühle der Synästhesie und Erfahrungen, die die Grenzen zwischen Selbst und Umwelt während eines LSD-Trips aufhoben. Nachdem der amerikanische Psychiater Humphry Osmond zusammen mit dem britischen Schriftsteller Aldous Huxley Meskalin getestet hatte, entstand Mitte der 1950er Jahre der Begriff „psychedelisch“, der Substanzen wie Meskalin, LSD, psilocybinhaltige Pilze und Ayahuasca, einen im amazonischen Brasilien, Bolivien und Peru verbreiteten halluzinogenen Pflanzensud, mit Bewusstseinsweiterung und

34 R. Dass, Remember, Teil 4: Painted Cakes Do Not Satisfy Hunger, unpaginiert.

35 R. Alpert zit. nach D. Lattin, *The Harvard Psychedelic Club: How Timothy Leary, Ram Dass, Huston Smith, and Andrew Weil Killed the Fifties and Ushered in a New Age for America*, New York 2010, S. 150.

36 R. C. Fuller, *Stairways*, S. 66.

37 P. Harvey und P. Goff, (Hg.), *The Columbia Documentary*, S. 75. Siehe auch R. C. Fuller, *Stairways*, S. 53.

Erforschung des Bewusstseins über das rationale westliche Ich hinaus in Verbindung brachte.³⁸

Vom psychotropischen Selbst zur drogenfreien Transformation

Als Ram Dass 1971 seine Ausführungen zu Wandlungs- und Transformationsprozessen veröffentlichte, lag die Phase, in der LSD noch als chemischer Schlüssel zur Erforschung des Bewusstseins galt, bereits in der Vergangenheit. Im autobiografischen ersten Teil von *Remember Be Here Now* zeichnet Ram Dass das Bild eines materiell erfolgreichen, aber unerfüllten akademischen Lebens in Stanford und Harvard, das einer Existenz in einem schalldichten Raum glich:

*I experienced being caught in some kind of meaningless game in which the students were exquisite at playing the role of students and the faculty were exquisite at playing the role of faculty. I would get up and say what I had read in books and they'd all write it down and give it back as answers on exams but nothing was happening. I felt as if I were in a sound-proof room. Not enough was happening that mattered – that was real.*³⁹

Die Anhäufung materieller Dinge – Besitztümer, wichtige Termine, akademische Positionen, sozialer Status, sexuelle Kontakte – konnten dieses Gefühl der Leere nicht eliminieren. Vor seiner Indienreise habe er „sein Pulver endgültig verschossen“: nach seiner Entlassung als Harvard-Professor, ohne Job als Psychologe und Therapeut, ohne eine respektable akademische Position und ohne genug Wissen, wie man psychoaktive Substanzen profitabel einsetzen konnte.

Während seiner ersten Reise nach Indien 1967 traf Ram Dass seinen Guru Baba Neem Karoli in Nainital in Uttarakhand. Hinduismus in Indien ist keine homogene Bewegung, sondern kann mit unterschiedlichen Akzenten praktiziert werden. Über die religiöse Entwicklung Baba Neem Karolis ist bisher wenig bekannt. Der Religionswissenschaftler Charet charakterisiert die Lehre Baba Neem Karolis als Hinduismus, der durch Bhakti Yoga, eine Mischung aus Vishnuismus und Shivaismus und Hanuman-

38 A. Huxley, *The Doors of Perception*, London 1954. Siehe auch J. Dunlap, *Exploring Inner Space: Personal Experiences under LSD-25*, New York 1961, S. 196. Siehe zu veröffentlichten LSD-Erfahrungsberichten auch S. Cohen, *The Beyond Within: The LSD Story*, New York 1964. Mit deutlich religiösen Konnotationen auch L. Biberman, *Phanerothyme: A Western Approach to the Religious Use of Psychochemicals*, Cambridge, Mass. 1968. Siehe auch A. Watts, *Psychedelics and Religious Experience* (1968), in: Ders., *Does It Matter? Essays on Man's Relation to Materiality*, Novato 2007, S. 89 f. Zur Einheit von Körper und Geist, von materieller und spiritueller Welt in Vorstellungen und Praktiken des Zen-Buddhismus ebenfalls A. Watts, *The Joyous Cosmology: Adventures in the Chemistry of Consciousness*, New York 1962; A. Watts, *Psychedelics*. Ferner R. Gelpke, *Vom Rausch im Orient und Okzident*, Stuttgart 1966. Zu religiösen Erfahrungsberichten nach LSD-Trips und spirituellen Konnotationen siehe auch die Studie über britische LSD-Konsument/innen von P. E. Willis, *The Cultural Meaning of Drug Use*, in: Hall und Jefferson (Hg.), *Resistance Through Rituals: Youth Subcultures in Post-War Britain*, London 1975, S. 106-125, 106.

39 R. Dass, *Remember*, Teil 1, unpaginiert.

Traditionen geprägt sei.⁴⁰ Im Text *Remember Be Here Now* scheinen nur Bruchstücke davon in den Westen zurückgereist zu sein. Dennoch sollte dieser die westlichen Leser/innen in ein bewussteres und freieres Leben einführen. Freiheit bedeutete in diesem Kontext zum einen eine größere Unabhängigkeit von den Konventionen der materiellen und materialistischen Welt. Zum anderen wurde das Ziel der Befreiung in diesem Transformationsprozess nie eindeutig festgelegt: ein spirituelles Leben, die Überwindung der individuellen Grenzen des westlichen Selbst, Erleuchtung – alles schien möglich. Auch die Metapher des Kochbuchs und ihre Anspielung auf die Zubereitung unterschiedlicher Gerichte, auf die individuelle Zusammensetzung von Speisen, das individuelle Amalgam im Moment der Vermischung der Zutaten deutet diese Offenheit an. Der Autor macht auch keinen Hehl daraus, dass sein Text als Einführung dienen mochte, ein *Guru* aber unabdingbar sei, um Erleuchtung zu finden.⁴¹ Allerdings könne man sich nicht bewusst auf *Guru*-Suche begeben oder einen *Guru* wählen, sondern dürfe darauf vertrauen, dass ein *Guru* auftaucht, wenn der Suchende bereit ist, ihm zu begegnen. *Remember Be Here Now* gab auch sehr praktische Hinweise, etwa zur Ernährungsumstellung auf eine vegetarische Kost, die möglichst unbearbeitete Lebensmittel und eine leichte, gesunde, leicht verdauliche und nicht zu scharfe Küche umfasste. Auch wenn im Buch eine Reihe von Hatha Yogaübungen beschrieben und grafisch dargestellt wurden, sei ein Lehrer für die korrekte Ausführung der Asanas, Hatha Yogaübungen, unverzichtbar. Das gelte auch für die Pranayama (Atem-)Übungen, die der Band vorstellte. Der Hinweis auf Patanjalis achthgliedrigen Yoga-Pfad, ein Text aus dem 4. Jahrhundert nach Christus, der in 195 Sanskritversen den Yogaweg beschreibt und zugleich eine Interpretation menschlicher Bewusstseinszustände auf dem Weg zur Meditation vorlegt, zeigt deutlich buddhistische Einflüsse. Mit der Einführung in die Vorstellung von Chakren als Energiezentren brachte das Buch auch den Mahayana Buddhismus mit ins Spiel und die Aufwertung jeglicher Formen sinnlichen Erlebens als Formen spiritueller Erfahrungen. *Remember Be Here Now* bezog sich bei tantrischen Praktiken vor allem auf die Veröffentlichungen von Sir John George Woodroffe, einem britischen Richter in Indien, der 1919 unter dem Pseudonym Arthur Avalon *The Serpent Power* publizierte. Avalon hob in Bezug auf Tantra vor allem auch das Freisetzen sexueller Energien hervor. Seine Engführung und die erneute Rezeption haben mit dazu geführt, dass Tantra in der „westlichen Welt“ seit den 1970er Jahren überwiegend mit sexuellen Praktiken gleichgesetzt wurde.⁴² Die Anleitung zur Bewusstseinsweiterung durch Meditation war in *Remember Be Here Now* sehr konkret und bot verschiedene Meditationsformen an: Achtsamkeit, Body-Scanning, das Wiederholen von Mantren oder die Konzentration auf eine Kerzenflamme.

40 F. X. Charet und R. Dass, *The Vicissitudes of Devotion and Ferocity of Grace*, S. 15-40, 15 und 21.

41 R. Dass, *Remember*, Teil 3, *Guru and Teacher*, S. 4.

42 G. Feuerstein, *The Yoga Tradition: Its History, Literature, Philosophy and Practice*, Prescott 1998, S. 456; D. G. White, *Kiss of the Yogini: Tantric Sex in its South Asian Contexts*, Chicago 2003, S. XI f. und S. 221.

Grenzüberschreitungen der langen 1960er: ein Fazit

Dass Bücher zur materiellen Kultur gehören, ist eine Binsenweisheit. Die beiden Bände, die hier im Mittelpunkt standen, gehören nicht nur zu den transnational „traveling things“, weil sie im wörtlichen Sinn durch viele Hände gingen: Mit ihnen wurde meditiert und gereist, und sehr wahrscheinlich haben Reisende ihre zerfledderten Exemplare auch weitergegeben. Beide Bücher sind auch Ausdruck kultureller Zirkulation. Im Reiseführer *Across Asia on the cheap* wurden praktische Erfahrungen festhalten, er wurde auf Reisen mitgenommen, und Erfahrungen der Reisenden vor Ort flossen in seine nächste Auflage ein. Ram Dass' Veröffentlichung ist ebenfalls Ausdruck einer Verflechtungsgeschichte und ein transnationaler Fall, bei dem die Sinnsuche den zentralen Akteur nach Indien brachte, zu einer Auseinandersetzung mit Traditionen des Hinduismus und Yoga führte und bei seiner Rückkehr eine eigene Dynamik in den USA entwickelte, die in den 1970er Jahren auch in Westeuropa auf deutliche Resonanz stieß. Auch hier wird das Buch selbst Gegenstand der Orientierung und des Austauschs von Wissen.

Die Historisierung des Konzepts der „Bewußtseinsweiterung“ in den langen 1960er Jahren zeigt, dass wesentliche Impulse aus der transnationalen Jugendsubkultur kamen. Alternatives Reisen als Grenzüberschreitung und Erkundung unberührten Terrains ist keine Erfindung der 1960er Jahre. Die Geschichte von Expeditionen, Mobilität in der Jugend- und Reformbewegung um 1900, aber auch die Backpacker und Drifter der Zeit nach 1945 unterstreichen diesen Befund. *Across Asia on the cheap*, der erste Band der *Lonley Planet* Serie, führte in eine spezifische Reisepraxis ein, die sich 1973 bereits etabliert hatte: individuell organisierte Fernreisen mit diversen Transportmitteln, dem Ideal mit möglichst wenig Geld, aufregende und neue Erfahrungen zu machen und sich der lokalen Bevölkerung auf dem Weg über die Türkei, den Iran, Afghanistan, Pakistan nach Indien und Nepal zu nähern.

Unberührtes Terrain zu entdecken glich einer inneren Selbstsuche. Das deutet der Reiseführer an, ist allerdings in den zunehmend veröffentlichten Autobiografien der Indien-Reisenden in den langen 1960er Jahren offensichtlicher. Bewusstseinsweiterung bezog sich nicht in erster Linie auf die Auseinandersetzung mit der sozialen und politischen Lage des postkolonialen Indien der 1960er und 1970er Jahre. Indien war vor allem eine produktive Referenzkultur für die „alternativ“ Reisenden und eine anziehende Projektionsfläche: kulturell nah genug, um positive Assoziationen hervorzurufen und fremd genug, um sich ganz der Faszination des Beunruhigenden hingeben zu können. Impulse, die Formen des Bewusstseins zu erkunden und Grenzen des westlichen Ichs durch fernöstliche Meditationstechniken zu überschreiten, waren in den USA und Europa zwar bereits seit den späten 1950er Jahren wieder *en vogue* und haben eine bis weit ins 19. Jahrhundert zurückreichende Geschichte transnationaler Verflechtungen. *Remember Be Here Now* markiert 1971 einen Wendepunkt von der Domäne der psychotropischen Bewusstseinsweiterung der 1960er Jahre hin zum Plädoyer für Techniken, Perspektiven und Praktiken der Bewusstseinsweiterung ohne Drogen, die bis dahin integraler Bestandteil der Jugendsubkultur waren.

Beide Texte stehen für eine Zirkulation sozialer Praktiken und materieller Kulturen, die insbesondere die populäre Kultur in den USA und Westeuropa geprägt haben: Sie reicht von der Etablierung „westlichen“ Ethnomode der 1970er Jahre mit ihren indischen Paisley-Mustern, Maxi-Länge für Frauenkleider und Batikstoffen, über tantrischen Sex, die Renaissance vegetarischen Essens, indisch inspirierter ganzheitlicher Medizin im Ayurveda bis hin zu den Anfängen von Weltmusik. Nicht zuletzt stoßen seit den frühen 1970er Jahren Meditation und Yoga auf zunehmende Resonanz als Wege zu körperlichem und seelischem Wohlbefinden. Sie verließen in den folgenden Jahrzehnten das Milieu der Gegen- und Alternativkulturen und wurden im Fall von Yoga seit dem späten 20. Jahrhundert zum populären Massenphänomen.

Das japanische Kaiserreich in den Tagebuchaufzeichnungen dreier „gewöhnlicher Koreaner“

Itagaki Ryūta

ABSTRACTS

Itagaki Ryūta beschäftigt sich in seinem Beitrag mit drei Tagebüchern, die von koreanischen Männern während der japanischen Kolonialzeit in den 1930er und 1940er Jahren verfasst wurden. Er verdeutlicht, dass die Form dieses Mediums auch dessen Botschaft prägte. Kommerziell vertriebene und gekaufte Tagebücher waren zu jener Zeit im japanischen Kaiserreich beliebt, wurden in großer Stückzahl produziert und waren für die Verbreitung einer Tagebuchkultur im modernen Japan und in der koreanischen Kolonie maßgebend. Zum anderen verdeutlicht Ryūta, wie die Tagebucheinträge Aufschluss über die Wahrnehmung des japanischen Kolonialreiches aus der „flâneur-Perspektive“ (M. de Certeau) erlauben.

Itagaki Ryūta's paper focuses on three diaries of Korean men that were written during the Japanese colonial time in the 1930s and 1940s. He argues that the materiality of the medium also shaped their message. Commercially marketed and purchased diaries were popular during the Japanese Empire and were produced in large quantities. The diaries were also important for the spreading of a "diary culture" in modern Japan and the Korean colonies. The author also shows that the diary entries give insight into the perception of the Japanese colonial empire during those decades from a "flâneur perspective" (M. de Certeau).

Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit drei jungen Koreanern, welche ab den 1930er bis in die 1940er Jahre Tagebuch führten. Alle drei Tagebücher haben die Besonderheit gemeinsam, dass die persönlichen Tagebuchaufzeichnungen in ein kommerziell vertriebenes und gekauftes Tagebuch geschrieben wurden. Solche Tagebücher waren zu jener Zeit im japanischen Kaiserreich beliebt und wurden in großer Stückzahl produziert. Zu kaufen gab es sie in Buchläden oder Schreibwarengeschäften. Gewöhnlich war für einen Tagebucheintrag eine Seite vorgesehen und das Buch deckte einen Zeitraum von einem

Jahr ab. Bisher gibt es noch keine etablierten Forschungserkenntnisse zu den Fragen, wann und wie genau solche Tagebücher ihren Weg in die japanische Gesellschaft fanden. Bekannt ist lediglich, dass das japanische Finanzministerium ab den 1880er Jahren nach dem Vorbild der französischen Kalender (*agenda*) Tagebücher herauszugeben begann und dass die Tagebücher weite Verbreitung fanden, nachdem der Verlag *Hakubunkan* die Bücher des Finanzministeriums nach dem Vorbild der englischen Tagebücher des Collins-Verlages verbessert und als eigenes Produkt verkauft hatte. Diese Bücher waren nicht nur maßgeblich für die Verbreitung einer Tagebuchkultur im modernen Japan, sondern auch für die Formvorgabe bei der Tagebuchführung.¹

Als Ware erfreuten sich Tagebücher auch in den japanischen Kolonien großer Beliebtheit. Herr Kim,² der erste der drei hier behandelten Koreaner, der in einem Bauernhof wohnte, nutzte das „aktuelle Lion-Tagebuch“ (*Raion tōyō nikki*), das vom Tōkyōter Zahnpastageschäft Lion (*Raion*) herausgegeben wurde (Abb. 1). Es besaß das für das moderne Japan typische Buchmaß von ca. 190 x 130mm (sogenanntes *shirokuban*-Format) und war über 400 Seiten dick, da es zusätzlich zu den Tagebuchseiten im Umfang eines Jahres als Beigabe Seiten mit enzyklopädischem Wissen aufwies. Ein Exemplar kostete 50 *sen*, was in etwa dem Betrag entsprach, welchen Herr Kim monatlich für Zigaretten ausgab. Im Vorwort des seit 1919 herausgegebenen Tagebuchs³ heißt es: „Ein Tagebuch ist die Geschichte des Einzelnen“ und „Personen mit einem Selbst-Bewusstsein schreiben ihre eigene Geschichte“. Von Seiten der Firma Lion wurde sowohl eine Person, die täglich ihre Zähne putzt, als auch eine Person, die Tagebuch führt, gewissermaßen als „eine Person mit Selbst-Bewusstsein“ angesehen. Ab den 1920er Jahren verkaufte die Firma Lion ihr Tagebuch auch auf dem koreanischen Markt. In einer Zeitungswerbung für das Tagebuch (Abb. 2) wurde auf Koreanisch mit der „Fülle an modernem Geschmack und Wissen“ für „das Tagebuch zum Festhalten der Jugendtage“ geworben und die „Neuartigkeit“ betont. Allerdings bestanden keine Unterschiede zwischen den Tagebüchern für den koreanischen und denen für den japanischen Markt.

1 Nishikawa, Yūko: *Nikki o tsuzuru to iu koto: kokumin kyōiku sōchi to sono itsudatsu*; Yoshikawa Kōbunkan, 2009; Aoki, Masami: *Jiko chūshin no bungaku: nikki ga kataru Meiji, Taishō, Shōwa*; Hakubunkan Shinsha, 2008.

2 Name des Tagebuchautors geändert.

3 Raion Hamigaki Kabushiki Kaisha Shashi Hensan linkai: *Raion Hamigaki hachijūnenshi*; Raion Hamigaki Kabushiki Kaisha, 1973.

Abb. 1: Tagebucheinband, Tagebuch von Herrn S (1933). Privatbesitz des Autors.



Wie am Beispiel des Tagebuchs von Herrn Kim aus dem Jahre 1933 zu sehen ist (Abb. 3), war jede Seite mit einem viereckigen Rahmen bedruckt und für die Dokumentation eines Tages vorgesehen. Ganz oben findet sich in chinesischen Schriftzeichen die Datumsangabe vom Donnerstag, den 26. Januar. Das Innere des Rahmens selbst lässt sich grob in zwei Teile unterteilen. Für die Tagebuchaufzeichnung war der untere Teil der wichtigste. Hier wurden die Erlebnisse des Tages in vertikaler Ausrichtung von rechts nach links niedergeschrieben. Mit dem Vordruck des Datums und eines Rahmens allein wäre ein Tagebuch auf dem damaligen Publikationsmarkt kaum wettbewerbsfähig gewesen, weshalb die Firmen mit weiteren, unterschiedlichen Extras den Mehrwert ihres Tagebuches steigerten.

Abb. 2: Koreanische Werbung für in Japan hergestellte Tagebücher, in: Donga-ilbo, 17. November 1928.



Im Falle des Tagebuches von Herrn Kim bot das Tagebuch im oberen Teil die Möglichkeit, „Besondere Anmerkungen“, abgeschickte und erhaltene Briefe, das Wetter, die Temperatur sowie die Aufsteh- und Bettgezeit zu notieren. Darüber hinaus führte es im oberen Teil in der Spalte „Ein Tag, ein Spruch“ ein Sprichwort oder eine Lebensweisheit an, bei der häufig aus chinesischen und japanischen Klassikern zitiert und ein moralischer Spruch ausgewählt wurde. Links neben dem Rahmen fand sich das Datum nach dem Mondkalender zusammen mit den für das in Ostasien typische Horoskop notwendigen Ephemeriden. Rechts vom Rahmen hingegen wurden Ereignisse angegeben, die in der Vergangenheit an diesem Datum stattgefunden haben: ganz oben zunächst Ereignisse aus Japan oder der Welt vom Vorjahr (hier 1932), darunter historische Ereignisse aus der Zeit davor. Die Sprache war Japanisch, d. h. die Tagebücher wurden nicht für den koreanischen Markt angepasst. So stellte die Form der Tagebücher selbst ein verkleinertes Abbild der „japanischen“ Bildung bezüglich Ostasiens und der Welt dar, bei der ebenfalls Japan im Mittelpunkt stand.

Abb. 3: Eintrag vom 26. Januar 1933 aus dem Tagebuch von Herrn S.
Privatbesitz des Autors.



Zwar gab es auch in Korea vor dem 19. Jahrhundert die Gewohnheit, Tagebuch zu führen – hierbei meist auf Chinesisch verfasst –, doch solch normierte und in Massen produzierte Tagebücher waren eine neue Kulturererscheinung, die zusammen mit der Zunahme der japanischen Herrschaft im 20. Jahrhundert in Korea Eingang fand. Diese besaß einen materiellen Einfluss, welcher sich auf die Lebensweise der einzelnen Tagebuchschreiber zu erstrecken vermochte. Herr Kim notierte fast täglich die Zeit, zu der er aufstand und zu Bett ging. Dies war jedoch nur mit Hilfe eines Weckers am Bett möglich. Auch führte er akribisch das Haushaltsbüchlein, das sich am Ende des Tagebuchs befand. Hierzu musste er es sich zur Gewohnheit machen, bei jeder Geldausgabe den Grund und die Geldsumme festzuhalten. Auch die Lebensweisheiten der Spalte „Ein Tag, ein Spruch“ dürften dazu beigetragen haben, die japanisch-konservative Moral zu verbreiten. Vor allem der Rahmen auf jeder Seite für die Schilderung eines Tages forderte vom Verfasser Disziplin. Bei einem gewöhnlichen Notizbuch können Einträge für einzelne Tage einfach ausgelassen werden. Bei den Tagebüchern hingegen bleiben die Seiten der Tage, an denen kein Tagebuch geführt wird, weiß und fallen daher auf den ers-

ten Blick auf. Konnte etwa aus Müdigkeit an einzelnen Tagen kein Eintrag geschrieben werden, so wurde Zeit bereitgestellt, die leeren Stellen im Nachhinein in einem Zug zu füllen.⁴ In diesem Sinne fungierten die im japanischen Kaiserreich verbreiteten Tagebücher als „Erziehungsinstrumentarium des Volkes“ (*kokumin kyōiku sōchi*),⁵ welches die Personen, die jene täglich verwendeten, zur Disziplinierung antrieb.

Jedes Tagebuch wurde jedoch zu einem einzigartigen Unikat, sobald es in die Hände einer Person überging und Einträge für die einzelnen Tage hineingeschrieben wurden. Wie beispielsweise am Tagebucheintrag von Herrn Kim für den 26. Januar 1933 (s. Abb. 3) ersichtlich wird, schrieb er seine Einträge unter Verwendung von *hangŭl* und von chinesischen Schriftzeichen auf Koreanisch in das japanisch gedruckte Tagebuch. Am 26. Januar 1933 war nach dem Mondkalender Neujahr. Anders als am Neujahrstag nach dem westlichen Kalender, an dem in seiner Familie nichts Besonderes stattfand, wurde morgens *ttökkuk*⁶ gekocht und gegessen sowie die Zeremonie zur Ahnenverehrung vollführt. Nach einem Mittagsschlaf wurden die neuesten koreanisch-sprachigen Zeitschriften aus Seoul und – zusammen mit den Verwandten – die aus früherer Zeit überlieferten Wahrsagebücher gelesen. Wie allein am Beispiel dieses einen Tages deutlich wird, sind in den Tagebüchern der drei in diesem Aufsatz behandelten Koreanern ihre Alltagserfahrungen im Korea der Kolonialzeit, ihre diesbezüglichen Wahrnehmungen und Gefühle reichlich und in einem Maße eingeschrieben, welches die Erwartungen und Vorstellungen der Hersteller und Vertreiber übertrifft.

Im Folgenden soll daher ausgehend von den damals populären Tagebüchern, die in den Großstädten der Metropole standardisiert und in großen Mengen gedruckt wurden, und den im Privaten angefertigten Tagebucheinträgen der Kolonisierten aus der Perspektive des Kleinen das „japanische Kaiserreich“ neu betrachtet und verstanden werden.

Seit den 1990er Jahren entwickelte sich innerhalb der japanischen Kolonialforschung in Abgrenzung zu der ehemals populären Forschung zur Geschichte des Imperialismus (*teikokushugishi kenkyū*), welches unter dem Einfluss des Marxismus stand, die Imperialgeschichte (*teikokushi kenkyū*) als Forschungsgebiet.⁷ Nach Komagome Takeshi, einem Vertreter dieses Forschungsfeldes, ist das besondere Wesensmerkmal der Imperialgeschichte, dass sie Kolonie und Metropole nicht getrennt für sich betrachtet, sondern diese mittels beidseitiger Interaktionsbeziehungen übergreifend zu verstehen versucht. Anders als die bisherige Forschung mit einem wirtschaftsgeschichtlichen Schwerpunkt wird zudem der Fokus auf Gebiete wie Politik- oder Kulturgeschichte gelegt.⁸ Diese Forschungsausrichtung stimmt mit der neuen Schwerpunktsetzung auf die Geschichte „zwischen

4 Vgl. z. B. Tagebucheintrag von Herrn Kim vom 30.04.1935: „Nach dem Abendessen Nachtragen von aufgeschriebenen Tagebucheinträgen“.

5 Der Begriff stammt von Nichikawa Yūko, die sich in ihrer Forschung intensiv mit Tagebüchern im modernen Japan auseinandergesetzt hat.

6 Eine Reiskuchensuppe, die in Korea traditionell zu Neujahr gegessen wird.

7 Für eine kurze Darstellung der Entwicklungen innerhalb der japanischen Kolonialforschung siehe: Ryuta, Itagaki; Satoshi, Mizutani; Hideaki, Tobe: Japanese Empire; in: Philippa Levine, John Marriott, The Ashgate Companion to Modern Imperial Histories; Ashgate Publishing Group, 2012.

8 Komagome Takeshi: 'Teikokushi' kenkyū no shatei; Nihonshi kenkyū, 452 (2000).

Metropole und Kolonie“ überein, welche in der englischsprachigen Kolonialforschung stattfand. Aus diesen Ansätzen sind zahlreiche Forschungsergebnisse hervorgegangen, die die Metropole Japan, die japanischen Kolonien und die von Japan besetzten Gebiete grenzübergreifend behandeln.⁹

Dank solch breit angelegter Forschungen gerieten auch andere Forschungsgebiete erneut ins Blickfeld. Zwar lassen sich aus der Vogelperspektive vom Himmel aus der Strom der Menschen und die Positionen der Häuser erkennen, doch die Gesichter der einzelnen Personen und das Innere der Häuser bleiben unsichtbar. In ähnlicher Weise verlieren sich bei einer Vogelperspektive in der Forschung die Menschen, die im japanischen Kaiserreich gelebt haben. Die Froschperspektive hingegen wird unausweichlich mit einer Person mit einem engen Handlungsraum und Blickfeld assoziiert. Aus Sicht des Autors, der Tagebücher aus dem kolonialen Korea und die Lebensgeschichte der Tagebuchverfasser untersucht und erforscht hat, lebte niemand so sehr in seiner eigenen, „engen“ Welt gefangen, dass er nur diese Lebenswelt wahrnahm, sondern jeder erlebte von seiner Perspektive aus das japanische Kaiserreich und machte sich darüber seine Gedanken. Daher ließen sich diese Personen, die zu Zeiten des japanischen Kaiserreiches lebten und sich in diesem bewegten, nach Walter Benjamin als „Flaneure“ mit dem „Blick des Entfremdeten“ bezeichnen,¹⁰ oder nach Michel de Certeau als „Wandersmänner“, die von „oben“ betrachtet „da unten [...], jenseits der Schwelle, dort, wo Sichtbarkeit aufhört“,¹¹ leben. Unabhängig von der Frage, wie diese Subjekte passenderweise zu bezeichnen sind, ist hier an dieser Stelle der Blick der „Wandersmänner“ auf das „Kaiserreich“ entscheidend, und nicht die umgekehrte Blickrichtung vom „Kaiserreich“ herab auf die „Wandersmänner“.¹²

Werden die „Wandersmänner“ als perspektivischer Ausgangspunkt der Geschichtsnarration herangezogen, so erweisen sich deren Tagebücher mit ihren täglichen Einträgen als äußerst interessante Texte. Daher soll im Folgenden auf Grundlage der während der Kolonialzeit in Korea angefertigten Tagebücher von Herrn Kim, Herrn Park und Herrn Song¹³ die Imperialgeschichte aus dem Blickwinkel dieser drei „gewöhnlichen Personen“ dargestellt werden.

Drei Wandersmänner und ihre Tagebücher

Herr Kim wurde 1914 als zweiter Sohn in einem Dorf nahe der Stadt Sanju (Kyöngsangbukdo) geboren. Dort wuchs er auf, und dort schrieb er hauptsächlich von 1931 bis

9 Frederick Cooper, Ann Laura Stoler, „Between Metropole and Colony,“ *Tensions of Empire: Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley 1997.

10 Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk, Gesammelte Schriften*, V.1, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 1982, p. 54.

11 Michel de Certeau, *The Practice of Everyday Life*, Berkeley 1984, p. 93.

12 In Anlehnung an Tessa Morris-Suzukis *Henkyō kara nagameru*, Misuzu Shobo, 2000.

13 Namen der Tagebuchautoren geändert.

1938 sein Tagebuch.¹⁴ Herr Park wurde 1921 geboren, hatte drei ältere Schwestern und lebte als Arbeiter in Keijō, dem Seoul der Kolonialzeit. Von ihm ist lediglich ein Tagebuch für das Jahr 1941 erhalten.¹⁵ Herr Song hingegen wurde 1925 als einziger Sohn in einem Dorf des Landkreises Yech'ŏn geboren, welcher an den Landkreis der Stadt Sanju angrenzt. Er führte in der Zeit seines Auslandsstudiums in Kyōto von 1940 bis 1943 Tagebuch.¹⁶ Die drei Männer weisen zwar keine persönliche Verbindung zueinander auf und lebten geographisch getrennt in einem Dorf der Kolonie, in einer Stadt der Kolonie (Seoul) oder in einer Stadt der Metropole (Kyōto), doch sind sie über das Gesellschaftssystem „Kaiserreich“ miteinander verbunden. Auf Grundlage der Tagebücher und der durch die Auseinandersetzung mit ihnen erworbenen Erkenntnisse sollen die historischen Erfahrungen dieser drei Koreaner erneut miteinander verknüpft werden, auch wenn diese auf den ersten Blick keine Berührungspunkte aufzuweisen und unverbunden zu sein scheinen.

Werden die drei Tagebuchautoren und ihre Tagebücher miteinander (s. Tabelle 1) verglichen, dann haben die Autoren gemeinsam, dass sie in Korea oder in ihrer lokalen Gemeinschaft weder als Intellektuelle noch als politische Führer nennenswert bekannt waren. Sie waren auch keine Intellektuellen der lokalen Yangban-Schicht, welche traditionell im klassischen Chinesisch gebildet waren. Alle drei waren „normale“ junge Männer. Herr Kim erhielt in der Zeit, in der er das Tagebuch führte, eine leitende Stelle in der Seidenraupenzucht und übte zumindest in seinem Dorf eine wichtigere Rolle aus. Herr Park arbeitete als Fabrikarbeiter und Herr Song besuchte in der vom Tagebuch beschriebenen Zeit als Schüler der Mittelstufe eine Abendschule in Kyōto, wobei er nebenher auch arbeiten musste. Nach dem Krieg arbeitete er in seiner Heimat als Lehrer.

Gemeinsam ist allen drei Personen zudem, dass sie die Grundschule abgeschlossen haben. Herr Kim besuchte nach der Grundschule eine private Mittelschule in Taegu, musste diese aber aufgrund von wirtschaftlichen Schwierigkeiten abbrechen und kehrte 1931 in seine Heimat zurück. Herr Park machte eine Ausbildung in der Facharbeiterausbildungsstätte einer großen Fabrik und erhielt dort anschließend einen Arbeitsplatz. Herr Song verließ seine Heimat und besuchte eine Abendschule in Kyōto. Angesichts der Tatsache, dass im Jahr 1935 die durchschnittliche Schulbesuchsrate bei koreanischen Männern 36,7% und bei koreanischen Frauen 9,9% betrug,¹⁷ verfügten die drei über eine schulische Ausbildung, die über dem Niveau des koreanischen Durchschnitts lag.

14 Ausführliche Darstellungen zu Herrn Kims Tagebuch in: Itagaki, Ryūta, 'Shinkyū no aida de', in: Kankoku chōsen no bunka to shakai 2, 2003; Shokuminchi no yūtsu, in: Rī Sōngshi et al. (eds.), Shokuminchi kindai no shiza, Iwanami Shoten, 2004; Chōsen kindai no rekishi minzokushi Akashi shoten, 2008, Kapitel 5.

15 Eine ausführliche Darstellung zu Herrn Parks Tagebuch in: Itagaki Ryūta, Senji taiseika Seoul no shokkō nikki (1941 nen) ni tsuite, in: Chosen hantō no kotoba to shakai, Akashi Shoten, 2009.

16 Eine ausführliche Darstellung zu Herrn Songs Tagebuch in: Itagaki Ryūta, "Kokyō no yume", Nikki ga kataru kindai, Doshisha Kōriā Kenkyū Sentā, 2014.

17 Für eine geschlechterspezifische Abhandlung zur Schulbesuchsrate, siehe Kim Puja: Shokuminchi Chōsen no kyōiku to jendaa, Seori Shobō 2005.

Tabelle 1: Überblick über die drei „Wandersmänner“ und deren Tagebücher

Name	Wohnort	Zeit- raum des Tagebuchs	Sprache	Geboren	Bildung
<i>Herr Kim</i>	Dorf in Kolonie (Sangju)	1931-38	Koreanisch	1914	Grundschulab- schluss; Mittelschu- le abgebrochen
<i>Herr Park</i>	Stadt in Kolonie	1941	Japanisch	1921	Grundschulab- schluss; Abschluss eines Ausbildungs- programms
<i>Herr Song</i>	Stadt in der Metropole (Kyōto)	1940-43	Japanisch	1925	Grundschulab- schluss; Besuch einer Abendschule

Als weiterer Punkt ist hinzuzufügen, dass alle drei Männer um die 20 Jahre alt waren und zur „Jugend“ (*chōngnyōn*) gehörten. Nach Yi Ki-hun,¹⁸ welcher den „Jugend“-Diskurs erforschte, verbreitete sich der Begriff in Korea als Bezeichnung für Subjekte, die sich die neue Zivilisation im Zuge der „patriotischen Aufklärungsbewegung“ (*aeguk kyemong undong*) aneigneten, einer von Intellektuellen aktiv und weit verbreiteten Erziehungsbe-
wegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Reaktion auf die allmähliche Beraubung der koreanischen Souveränität durch Japan. Die „Jugend“ stellte durch ihre neue Erziehung während der japanischen Kolonialherrschaft eine wichtige Schicht dar. Einerseits war sie Objekt der Kontrolle von „oben“, andererseits Träger der Volksbewegung von „un-
ten“.¹⁹

Bei all den genannten Gemeinsamkeiten zeigen sich jedoch zwischen den drei Verfassern der Tagebücher auch Unterschiede, z. B. hinsichtlich der Lebensumstände, in denen sie sich befanden. Von den dreien lebte nur Herr Kim in einem Bauerndorf. Die anderen beiden lebten in der Stadt. Zudem schrieb Herr Kim sein Tagebuch in den 1930ern, während Herr Park und Herr Song ihres in den 1940ern schrieben, als bereits Krieg herrschte. Als Folge dieser Unterschiede kommen in Herrn Kims Tagebuch kaum Japaner vor. Nach dem Ausbruch des japanisch-chinesischen Krieges 1937 zeichnete sich eine zunehmende Präsenz des Staates ab, bevor die Tagebucheinträge um diese Zeit enden. Aus Herrn Parks Einträgen wiederum geht hervor, wie er unter der japanischen Generalmobilmachung in seiner Gegend und an seinem Arbeitsplatz verschiedensten Formen von Druck ausgesetzt war. Jedoch kommen auch bei Herrn Park kaum Japaner vor, wird die Tatsache berücksichtigt, dass dieser in Seoul lebte. Herr Song hingegen lebte in einer

18 Yi Ki-hun: *Ilcheha ch'ōngnyōn damnon yōngu*, Seoul daehakkyo sahakgwa paksa hakwi nonmun, 2005.

19 Itagaki Ryūta, *Kindai chōsen no chiiki shakai ni okeru seinen*, in: *Ajia Minshūshi Kenkyū* 2008, S. 13.

Stadt der Metropole Japan und somit mitten unter Japanern. In der Kriegszeit wurde das Leben durch das expandierende „Großjapanische Kaiserreich“ stark eingeeignet. Die Tatsache, dass nur Herr Kim sein Tagebuch auf Koreanisch verfasste, ist als ein Beleg dafür zu sehen, wie solche räumlichen und zeitlichen Unterschiede großen Einfluss auf das Abfassen der Tagebücher nahmen.

Um einer Behandlung als reines Objekt der Herrschaft oder des Blicks von „oben“ durch Intellektuelle und Politiker zu entgehen, sind die von der „namenlosen“ Masse selbst in der Ich-Form geschriebenen Tagebücher faszinierende historische Quellen für das Nachzeichnen von Erfahrungen aus der Perspektive der Menschen selbst, die in der kolonialen Gesellschaft lebten. Andererseits sind sie auch frustrierend. Während die einen Ausführungen auf Anhieb verständlich sind, finden sich solche, bei denen Wichtiges unerwähnt bleibt, die aber wohl sofort verständlich sein würden, könnte die Person einfach kurz danach gefragt werden. Zudem ist es unmöglich, „alle“ Erfahrungen eines Tages im Tagebuch zu dokumentieren. Nur das, was für die betreffende Person als aufschreibenswert erachtet wird, wird im Rahmen der Ausdrucksmöglichkeiten der betreffenden Person festgehalten, weshalb von Beginn an kein „*roman total*“ erwartet werden kann. Darüber hinaus werden die täglichen Erfahrungen unmittelbar aufgeschrieben. Herr Park beispielsweise kann nicht wissen, dass Japan vier Jahre nach seinem Tagebucheintrag den Krieg verlieren und Korea aus der Kolonialherrschaft befreit werden wird. Sie können nicht wie Historiker später so viele Informationen überschauen und sich ein objektives Bild von den damaligen Verhältnissen machen. Für sie waren bereits die Ereignisse des nächsten Tages unvorhersehbar. Es existiert keine kontinuierliche Geschichte, da die Verfasser körperlich ermüdet und nahezu täglich lediglich einen Teil des Erlebten in ihrem Buch festhielten. Tagebücher stellen den Leser so häufig vor das „Rätsel“, wie die Textstelle wohl korrekterweise zu lesen ist.

Die in einem Tagebuch festgehaltenen individuellen Erfahrungen und Wahrnehmungen beschränken sich nicht auf das Individuum oder die Familie des Autors. Menschen gehen im Laufe ihres Lebens unterschiedlichste Beziehungen mit anderen Menschen ein. Das Individuum stellt einen Knotenpunkt verschiedenster und vielschichtiger Beziehungen dar. In diesem Zusammenhang sind die Ausführungen des französischen Soziologen Maurice Halbwachs zum kollektiven Gedächtnis nennenswert.²⁰ Tagebücher stellen gewöhnlich keine schnelle Niederschrift der Erlebnisse in Echtzeit dar. Sie sind Versprachlichungen der Ereignisse eines Tages beruhend auf spätere Erinnerung, wodurch ein Bezug zum Erinnerungsdiskurs besteht. Halbwachs argumentiert, dass auch bei individueller Erinnerung das Kollektiv den Rahmen der Erinnerung liefert. Die Erfahrungen des Individuums werden innerhalb der Beziehung zu anderen, etwa zur Familie, zu Freunden, Kollegen oder Unbekannten geformt. Folglich werden auch in einem Tagebuch, das die Erinnerung eines Individuums an einen Tag festhält, verschiedenste Beziehungen *nolens volens* eingeschrieben. Hierdurch formt sich gleichzeitig der Blick

des Autors auf die Welt. Wie sich aus diesen nicht zu einer einheitlichen Geschichte geordneten Textfragmenten Sozialität und Globalität abzeichnen, hängt von der historischen Vorstellungskraft des Lesers ab.

Dem deutschen Alltagshistoriker Alf Lütke und dessen „Geschichte zur Frage, wie die Ausbreitung der Warenproduktion, von Staat und Bürokratie von „den Vielen“ erfahren wurde“,²¹ folgend, werden die Tagebücher unter zweierlei Aspekten betrachtet. Zunächst sollen die voneinander getrennten Lebensorte Bauerndorf in der Kolonie, Stadt in der Kolonie und Stadt in der Metropole unter Berücksichtigung der sozioökonomischen Bedingungen, in denen sich die drei Tagebuchautoren befanden, miteinander in Verbindung gesetzt werden. Im Anschluss daran wird der Frage nachgegangen, wie jeder der drei von seinem jeweiligen Standpunkt aus „Japan“, „Korea“ und die „Welt“ erfuhr und wahrnahm.

Die Bedingungen für die sich kreuzenden Blicke

Auch ich würde in die Stadt gehen, hätte ich nur viel Geld. Aber aufgrund meiner finanziellen Schwierigkeiten, denke ich, kann ich nicht. (Kim, 06.04.1931)

Wenn ich mir vorstelle, wie die anderen Leute fröhlich um das Theater herumwandeln, dann bekomme ich das Gefühl, den Tag langweilig verbracht zu haben, und ich fühle mich leer und einsam. Das ist vor allem ein Problem der Lebensumstände und des Geldes. (Park, 19.01.1941)

Ich habe geträumt. Ich habe von meiner Heimat geträumt. In letzter Zeit träume ich jeden Tag von meiner Heimat. Dies mag daran liegen, dass ich so schnell wie möglich zurückwill. Ich frage mich, ob mein Schlaf durch meine Träume gestört wird. Jedes Mal, wenn ich träume, verschlafe ich nämlich morgens. (Song, 22.11.1941)

Aus den obigen Zitaten wird ein interessantes Kreuzen der einzelnen Blicke ersichtlich. Herr Kim hegt Sehnsucht nach der Stadt und bedauert sich selbst, weil er statt in einer Stadt in einem Dorf der Kolonie lebt. Herr Park wiederum lebt in Seoul, bedauert sich jedoch, weil er vom kulturellen Leben der Stadt (Beispiel Theater) ausgeschlossen ist. Herr Song schließlich lebt in einer Stadt der Metropole, sehnt sich aber so sehr nach seinem Heimatdorf, dass er von ihm träumt. Alle drei beschreiben somit ihre Situation dahingehend, dass sie den Ort, wo sie leben, nicht als ihr „Zuhause“ empfinden. Zu einem gewissen Grad lässt sich der Hintergrund, der dieses Kreuzen der Blicke hervorruft, aus den jeweiligen Erfahrungen des Einzelnen erklären. Die historischen Erfahrungen sollen hier jedoch nicht anhand einer Individualisierung erläutert, sondern anhand einer Sozialisierung in einen historischen Zusammenhang gesetzt werden, indem

zunächst unterschiedliche materielle Bedingungen, welche die Spuren der drei „Wandermänner“ umgaben, räumlich erfasst werden und die Struktur des japanischen Kolonialreiches, welches das Kreuzen der Blicke produziert, von „unten“ beleuchtet wird. Herr Kim notierte im Rechnungsbuch seines Tagebuchs akribisch, was er an den betreffenden Tagen kaufte. Werden Einkäufe und die im Tagebuch erwähnten Orte zusammengefügt, bildet sich Herrn Kims Konsumverhalten räumlich ab (s. Abb. 4; s. Tabelle 2). Die Hauptorte des Konsums sind das Dorf (tongni), in dem er lebt, das 2,5 km von seinem Dorf entfernte Zentrum der Gemeinde (myön) „K“ mit dem Rathaus der Gemeinde und ein von dort 15km nördlich gelegener Stadtteil (üp) von Sangju. Diverse Waren, die er in seinem Dorf nicht bekommen konnte, besorgte er sich in der nahegelegenen Gemeinde, wo es einen Markt gab. Waren, die er auch dort nicht bekam, musste er schließlich in Sangju kaufen. Mit dieser räumlichen Bewegung vom Dorf zur Gemeinde und weiter zur Stadt stieg auch der Grad des unmittelbaren Kontaktes mit den neuesten Produkten, die in den großen Städten wie Seoul in großen Mengen gefertigt wurden. Wie Tabelle 3 zeigt, bezog Herr Kim als Einwohner eines Dorfes regelmäßig Zeitungen und Zeitschriften. Gemeinsam mit dem Entstehen eines solchen Konsumraumes vermittelten die diversen Produkte, die in den Städten hergestellt wurden, auch den Menschen in den Dörfern ein zeitgenössisches Bild der „Stadt“.

Abb. 4: Veranschaulichung der räumlichen Bewegung von Herrn Kim

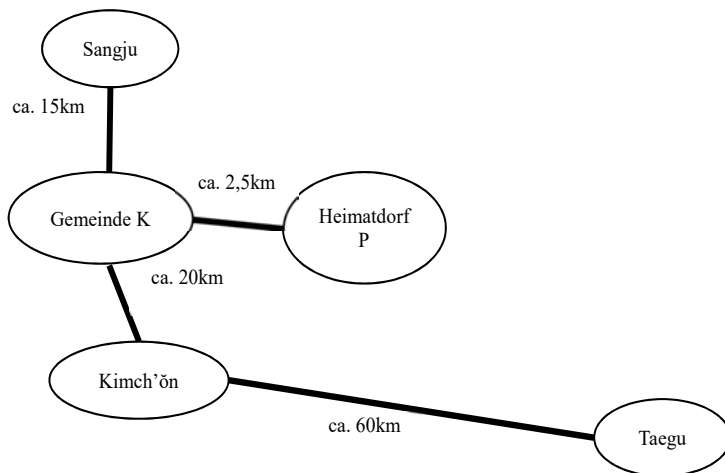


Tabelle 2: Konsum von Herrn Kim im Jahr 1935

Ort des Einkaufs		Konsumgüter und Häufigkeit des Kaufs im Jahr 1935	Ausgaben
Heimatsdorf		Alkohol: 21 Mal; Tabak: 18 Mal; Sonstiges: Asiatische Maultaschen, Opium, Melonen, Süßigkeiten u. a.	27,42 yen
Gemeinde K		Tabak: 29 Mal; Alkohol: 9 Mal; Süßigkeiten: 7 Mal; Hautcreme: 7 Mal; Frisör: 7 Mal; Fußbekleidung: 5 Mal; Udon-Nudeln: 4 Mal; Asiatische Maultaschen: 4 Mal; Briefmarken: 4 Mal; Ausgaben fürs Fahrrad: 4 Mal; Postkarten: 3 Mal; Medikamente: 3 Mal; Ausgaben fürs Auto: 3 Mal; Hosen: 2 Mal; parfümiertes Öl: 2 Mal; Ausgabe für Fotos: 2 Mal; Apfel: 2 Mal; Melonen: 2 Mal; Seife: 2 Mal; Ausgaben für Lampen: 2 Mal; Sonstiges: Seidenraupeneier, Holzkohle, Unterhemden, Unterhosen, Schuhe, Ananas, Obst, Tinte, Batterien, Hemden u. a.	50,01 yen
Sangu		Essen: 5 Mal; Tabak: 3 Mal; Ausgaben für die Uhr: 2 Mal; Vorauszahlungen für Zeitschriften: 2 Mal; Taschentuch: 2 Mal; Süßigkeiten: 2 Mal; Sonstiges: Füller, Hut, parfümiertes Öl, Seife, Notizbuch u. a.	35,47 yen
Andere Orte	Kimch'ŏn	Arzt und Medikamente: 6 Mal; Essen: 5 Mal; Bürste: 2 Mal; Seife: 2 Mal; Zahnpasta: 2 Mal, u. a.	22,22 yen
	Nachbargemeinden	Sommerkleidung, Hut, Rindfleisch, Pfirsiche, Essen, Frisör, Eintrittskarten u. a.	9,91 yen

Quelle: Tagebuch von Herrn Kim

Der Umstand, dass Herr Kim aus finanziellen Gründen das Lernen an der Mittelstufe in der Stadt aufgeben musste, dürfte seine Sehnsucht nach der „Stadt“ zudem noch verstärkt haben. Wie sehr die „Stadt“ von ihm auch „erseht“ wurde, es bestanden für ihn in Wirklichkeit keine Aussichten, den Sprung in die Stadt zu schaffen. Er musste in seinem Dorf bleiben. Bis zu seiner Arbeit in der Seidenraupenzucht im Jahre 1936 hatte er keinen sicheren Arbeitsplatz, was wohl der Grund ist, weshalb sich in seinem Tagebuch der Ausdruck „Zeitverschwendung“ so häufig wiederfindet.

Tabelle 3: Herr Kims Lesegewohnheiten für das Jahr 1932

	Zeitschriften	Zeitungen	Novellen	Sonstiges
Januar	9	10	2	9
Februar	7	11	1	7
März	4	8	0	8
April	9	14	4	2
Mai	10	17	2	0
Juni	7	17	0	0
Juli	8	12	0	0
August	9	15	0	0
September	3	10	0	0
Oktober	7	2	2	0
November	0	1	2	0
Dezember	13	2	2	0

Herr Kims Situation war Teil des damaligen Phänomens der „ländlichen Überbevölkerung“. Die Verarmung der Dörfer während der Kolonialherrschaft hatte zur Folge, dass eine Vielzahl von Personen sich von der Landwirtschaft abwandte. Laut einer Studie gegen Ende der 1920er Jahre begannen 73% dieser „Wirtschaftsflüchtlinge“ eine Arbeit im Handel und in der Industrie, 17% gingen nach Japan, 2% in die Mandschurei und bei 5% zerstreute sich die Familie.²² Jedoch existierte auch in den koreanischen Städten inklusive Seoul, zu denen es diese Personen hinzog, kein reicher Arbeitsmarkt. Es kam zu einer „Überstädterung“, bei der die Bevölkerungskonzentration in den Städten das Angebot an verfügbaren Arbeitsplätzen in der Industrie überstieg.²³ Fanden sich auf der koreanischen Halbinsel keine Möglichkeiten, so drängte sich die Option auf, über das Meer nach Japan oder in die benachbarte Mandschurei zu emigrieren. Die geschätzte Zahl der in Japan lebenden Koreaner verdoppelte sich von ca. 300 000 im Jahre 1927 auf ca. 600 000 im Jahre 1935. Während die Zahl der in der Mandschurei lebenden Koreaner 1930 ca. 600 000 betrug, überstieg sie 1938 eine Million. Einigen Schätzungen zufolge lebten 1940 11,4% der tatsächlichen koreanischen Bevölkerung außerhalb der koreanischen Halbinsel.²⁴ Viele Bauern andererseits spielten zwar mit dem Gedanken des Fortzuges, blieben aber letztlich in ihren Dörfern und bildeten so die Grundlage für die „ländliche Überbevölkerung“.

22 Chōsen sōtokufu: Chōsen no kosaku kanshū, 1929.

23 Zum Thema Überstädterung siehe: Hashiya Hiroshi, Teikoku nihon to shokuminchi toshi, Yoshikawa Kōbunkan, 2004.

24 Tonomura Masaru, Zainichi chōsenjin shakai no rekishigakuteki kenkyū, Ryōkuin shobō, 2004, S. 61.

Es ist entsprechend notwendig, die damalige Verarmung der Dörfer, die ländliche Überbevölkerung, die Überstädterung und die Zerstreuung der koreanischen Bevölkerung über die Grenzen der koreanischen Halbinsel hinaus als zusammengehörige Phänomene aufzufassen.²⁵ Bei Herrn Kim findet sich beispielsweise ein Eintrag, dass ein Hausbesitzer aus der Nachbarschaft „zum Geldverdienen nach Japan gegangen, aber wegen Krankheit verstorben ist“ (Kim, 03.08.1931). Einen Tag später klagt er, als er erfährt, dass ein Bekannter, der in die Südmandschurei gezogen ist, dort mit einem niedrigen Lohn auskommen muss: „Wie sollen wir bloß leben?“ (Kim, 04.08.1931). Herr Kim empfand Ereignisse in den koreanischen „Städten“, aber auch solche in „Japan“ oder in der „Mandschurei“ wie Ereignisse in seiner Nachbarschaft und als ihn betreffende Angelegenheiten. Über diese sozioökonomische Struktur sind die Erfahrungen von Herrn Kim mit jenen von Herrn Park und Herrn Song verknüpft. Natürlich besaß Herr Park einen festen Beruf in Seoul und Herr Kim ging nicht aufgrund einer Notlage nach Japan, aber es ist ebenfalls sicher, dass sie innerhalb einer kolonialen Gesellschaftsstruktur lebten, die eine mehrfache koreanische Diaspora produzierte.

Da im Falle der Stadt verschiedenste Faktoren einströmten und auch die „neue“ Kultur hier und dort zu finden war, ist bei einem Vergleich der Tagebücher von Herrn Kim und Herrn Park gewöhnlich zu erwarten, dass die Beschreibungen der Stadt gegenüber jenen des Dorfes diverser ausfallen. Herrn Parks Tagebuch jedoch widerlegt diese Annahme. Das Tagebuch widmet sich fast ausschließlich der Beschreibung von Ereignissen am Arbeitsplatz. Werden Herrn Parks Spuren dahingehend untersucht, wie viel Zeit er der Produktion, wie z.B. der Fabrikarbeit, und wie viel Zeit er dem übrigen Leben widmete, so wird ersichtlich, dass die Zeit für die Produktion den überwältigenden Großteil einnahm. Obwohl es 1941 insgesamt 60 Sonn- und Feiertage gab, ist nur für 19 Tage bekannt, dass er nicht in die Firma ging. Ansonsten fehlte er sieben Tage. Dies sind jedoch Fälle, bei denen er wochentags aus Erschöpfung der Arbeit fernblieb. Entsprechend erklärt sich, weshalb das Tagebuch fast ausschließlich aus Darlegungen mit Bezug zu seinem Arbeitsplatz besteht. Wie später noch ausgeführt werden wird, fanden während der Kriegszeit an den Feiertagen zudem verschiedenste Veranstaltungen statt.

Die dargelegte Dominanz der Arbeitszeit beeinflusste auch die räumlichen Bewegungen von Herrn Park. Im Vergleich zu Herrn Kims Handlungsraum war seine tägliche Route äußerst schlicht. Jeden Tag fuhr er mit dem Fahrrad von seinem Haus in Pogwang-cho zur Arbeit in Yöngdŭng-cho. Arbeitsbeginn war 7:30 Uhr. Bereits eine fünfminütige Verspätung bedeutete für den Monat den Verlust des Preises für lückenlose Anwesenheit bei der Arbeit.²⁶ Die Zeit, die er für die Fahrt von Zuhause zur Arbeit benötigte, variierte. Beeilte er sich aus Angst, zu spät zu kommen, so schaffte er es in 45 Minuten (Park, 21.02.1941), herrschte ein starker Wind, brauchte er bis zu einer Stunde und 20

25 Dieser Aspekt wird ausführlicher erörtert in: Itagaki Ryūta, *Chōsen no chiiki shakai to minshū*, in: Yamamuro Shin'ichi (ed.), *Higashi Ajia kingendai tsūshi, daigokan: Shinchitsujo no mosaku: 1930 nendai*, Iwanami Shoten, 2011.

26 „Ich bin um 7:35 Uhr angekommen. Es ist wirklich schade und nicht auszuhalten, dass ich wegen fünf Minuten Verspätung den Preis für lückenlose Anwesenheit verloren habe.“ Park, 19.01.1941.

Minuten (Park, 15.01.1941). Wenn er bei Schnee oder bei einem platten Reifen nicht mit dem Fahrrad fahren konnte, nahm er den Zug. Angesichts der Tatsache, dass das einfache Zugticket 12 *sen* (0,12 *yen*) kostete und der monatliche Verdienst bei 50 *yen* lag, so dürfte es finanziell keine Option dargestellt haben, jeden Tag 24 *sen* für Hin- und Rückfahrt auszugeben.

Die oben nach der Zwischenüberschrift wiedergegebene Passage aus Herrn Parks Tagebuch ist ein sehr kurzer Eintrag zu einem seiner freien Tage. Seine freien Tage verbrachte er fast immer damit, seine Familie oder Verwandten zu besuchen oder in der Nachbarschaft herumzuschlendern, d.h. mit Dingen, für die er kein Geld ausgeben musste. An einem Abend schaute er sich den „Mond über dem Fluss“ (Park, 06.09.1941), an einem anderen Tag das lokale „Fußball-“, „Baseball-“, oder „Ringerturnier“ (Park, 17.05.1941 / 12.06.1941 / 15.06.1941 / 20.07.1941) an oder sah von weitem den Leuten zu, wie sie auf dem Han-Fluss „mit großem Spaß Boot fuhren“ (Park, 26.04.1941). Seine Blicke beinhalteten auch Neid gegenüber den Leuten, die ins Theater gingen. Der Schriftsteller und Verfasser von Arbeiterliteratur An Sög-yöng stellte zu jener Zeit in seinen Kurztexten und Zeichnungen den Konflikt von Bourgeoisie und Proletariat dar.²⁷ Gleichzeitig mit dem Schaulaufen der neuen „modernen Männer“ (*modan bo-i*) und „modernen Frauen“ (*modan gāru*)²⁸ lebten in Seoul zahllose Arbeiter und Unterprivilegierte, denen die Teilhabe an der neuen Kultur verwehrt war. Auf einem der Bilder von An Sög-yöng startt ein an einem Schmelzofen arbeitender und einen Hammer in der Hand haltender Proletarier finster ein Pärchen der Bourgeoisie an, das vergnügt durch einen fröhlichen Park spaziert. Dieser Klassenkonflikt dürfte vermutlich Parks empfundener „Langeweile“ und „Leere“ zugrunde liegen.

Herr Song hingegen arbeitete tagsüber in Kyōto, um abends die Mittelschule besuchen zu können. Seine Arbeitsverhältnisse waren unbeständig. Während der vier Jahre, die in seinem Tagebuch beschrieben werden, wechselte er mindestens sieben Mal seine Arbeit und zog dafür jeweils um. Dies bedeutete für ihn, dass er sich nach durchschnittlich 6,4 Monaten immer wieder auf dem Arbeitsmarkt nach einer schlechtbezahlten Tätigkeit für ungelernte Arbeitskräfte umschaute. Trotz des häufigen Arbeitswechsels und der Zeiten ohne Einkommen wurde er nie obdachlos. Hierfür waren nicht institutionelle Absicherungen oder eigene finanzielle Reserven verantwortlich, sondern ausschließlich die Existenz eines informellen sozialen Sicherungsnetzes durch die Hilfe von koreanischen Verwandten und Freunden. Da er in einem fremden Land lebte, stellte dieses Netzwerk unter seinen Landsleuten beinahe sein einziges Vermögen und sein Sozialkapital dar.

Auffällig im Tagebuch von Herrn Song ist der Umstand, dass mit Ausnahme der Beschreibungen im Zusammenhang mit seiner Arbeit und der Schule kaum Japaner darin vorkommen (auch in den beiden anderen Tagebüchern verhält es sich so). Obwohl er nur von Japanern umgeben war, sind nahezu alle Personen, die an freien Tagen und in sei-

27 Sin Myöng-jik, *Modön bboi*, Kyöngsöng ül könila, Seoul: Hyönsil munhwa yöngu, 2003, S. 234–237.

28 Eigentlich beziehen sich die Begriffe auf Japaner und Japanerinnen in den 1920er Jahren, welche sich der westlichen Mode und dem westlichen Lebensstil verschrieben.

nem Privatleben in seinen Einträgen auftauchen, Verwandte oder koreanische Freunde. Das Gefühl von Sicherheit ist nicht nur bei Personen, die er bereits kennt, sondern auch bei Koreanern, die er zum ersten Mal trifft, spürbar. So schrieb er beispielsweise, als sein koreanischer Freund, mit dem er zusammenwohnte, Besuch von einem alten Freund bekam: „In einem fremden Land einen Landsmann zu treffen, ist vor allem beruhigend und macht einen extrem wehmütig“ (Song, 24.05.1943). Dieses Gefühl ist nichts Ungewöhnliches. So lebten in der Kriegszeit „viele Koreaner hauptsächlich in ihrer ethnischen und gesellschaftlichen Gemeinschaft“.²⁹ Herr Songs Verbindungen zu seinen Landsleuten beinhalteten verschiedene Ebenen. Im Hinblick auf das Lebensnotwendigste wie Essen, Kleidung und Unterkunft vertraute er am meisten auf drei Verwandte, die in Kyōto und Ōsaka wohnten. Mit Verwandten und Freunden, die nicht in der Region Kyōto–Ōsaka lebten, kommunizierte er per Brief. Tabelle 4 listet Herrn Songs Briefkorrespondenz für 1940 auf, dem Jahr, in dem er die meisten Briefe schrieb und erhielt. In diesem Jahr schrieb er der Familie und Freunden in seiner Heimat Yech’ön, Verwandten in Tōkyō und Ōsaka sowie Verwandten in der Mandschurei.

Tabelle 4: Briefverkehr von Herrn Song im Jahr 1940

Land	Stadt, Ort	Empfänger	Anzahl
Korea			31
	Yech’ön	Familie	14
		Verwandte	8
		Freunde	6
		Lehrer	1
	Andere Orte	Freunde	2
Mandschurei	–	Verwandte	5
Japan			14
	Tōkyō	Verwandte	7
	Ōsaka	Verwandte	3
	Andere Orte	–	4
Unbekannt	–	–	3

Aus obiger Tabelle wird ebenfalls ersichtlich, dass Herr Song am häufigsten Briefe in sein Heimatdorf schickte. Alleine in einem anderen Land lebend dachte er bei jeder Gelegenheit an seine Heimat. Zu Neujahr nach dem Mondkalender betete er für die Gesundheit seiner „Eltern in der Heimat“ (Song, 20.10.1942). Wenn es ihm schlecht ging, packte ihn das Heimweh und er schrieb „Aua. Ich vermisse meine Heimat“ (Song, 22.04.1940).

Wenn es in Kyôto regnete, dachte er an sein Bauerndorf und daran, „wie sich das Getreide daran erfreuen dürfte“ (Song, 03.08.1942). Wenn er den klaren, herbstlichen Morgenhimmel betrachtete, überkam ihm „das Gefühl, dies mit seinen Eltern in der Heimat zu teilen“ (Song, 20.10.1942). Auch seine Träume handelten häufig von seiner Heimat. Der Korea-Historiker Kajimura Hideki bezeichnete einmal die aus der japanischen Kolonialherrschaft resultierenden Beziehungen zwischen den Menschen, die Korea, Japan und den Nordosten Chinas überspannen, treffend als „grenzübergreifende Lebenssphäre“.³⁰ Die individuellen Leben der drei Tagebuchverfasser Herrn Kim, Herrn Park und Herrn Song entfalteten und verwoben sich in eben dieser „grenzübergreifenden Lebenssphäre“.

Die drei Wandersmänner und ihre Wahrnehmung des japanischen Kolonial- und Kaiserreichs

Wie haben die drei Personen, die auf oben beschriebene Art und Weise unter dem japanischen Kolonial- und Kaiserreich gelebt haben, Korea, Japan und die Welt wahrgenommen? Da alle drei keine Intellektuellen waren, finden sich in ihren Tagebüchern keine Einträge, die auf diese Frage direkt und bündig Antwort geben. Es ist daher notwendig, die entsprechenden von ihnen in den Texten der Tagebücher hinterlassenen Spuren zusammenzusuchen und ihre Wahrnehmungen zu rekonstruieren.

Zu Beginn der 1930er schrieb Herr Kim häufig über das koreanische Volk. So notierte er:

Unsere Heimat, in der wir weinen ohne auch wenigstens nur eine Schale an Reisgrütze zu essen, ist wirklich arm. Nicht nur unserer Heimat, sondern dem gesamten koreanischen Volk, welches auf der koreanischen Halbinsel lebt, ergeht es wohl so (Kim, 02.04.1931).

Er verknüpft in seiner Wahrnehmung die Armut seines Dorfes mit dem koreanischen Volk. Zudem erkannte er die Gegensätze innerhalb des Volkes. Als er in einem Zeitungsartikel las, dass das Kapital der Japaner das Dreizehnfache des Kapitals der Koreaner betrage, merkte er an: „Wohin gehen unsere Landsleute? Gehen sie zum Sterben?“ (Kim, 09.05.1931). Eine idealisierte Wahrnehmung von England und den USA in der Zeit zwischen den Kriegen fand Ausdruck in seinem „sehr starken Wunsch, dass [Korea] zu einer Friedensnation wie die USA und England werde“ (Kim, 09.05.1931). Ein solcher Wunsch war aus Sicht des Generalgouvernements von Korea „auführerischem“ (*fuon*) Gedankengut zuzurechnen. Jedoch bedeutete dies nicht, dass er der Unabhängigkeitsbewegung angehörte. Vielmehr reduzierte er die Unabhängigkeitsfrage auf die Dimension individueller Anstrengungen, etwa indem er die Landsleute aufforderte: „Eltern und Ge-

30 Kajimura Hideki, Teijû gaikokujin to shite no Zainichi Chôsenjin, in: Shisô 734, 1985; Kajimura Hideki chosakushû, Bd. 6, Akashi Shoten, 1993.

schwister! Bitte geht in keine Kneipen“ (Kim, 09.05.1931). Tatsächlich wurde Herr Kim später zu einer „zentralen Persönlichkeit“ innerhalb seines Dorfes bei der Kampagne zur Verbesserung der Lebensbedingungen (*seikatsu kaizen undō*).

Sind Anmerkungen, die das Thema „Volk“ behandeln, in den Einträgen der Jahre 1931 und 1932 zahlreich, so nehmen sie in der Zeit danach allmählich ab. Stattdessen erfolgt eine zunehmende Aufzählung von Tatsachen, etwa davon, welche Anleitungen er in Bezug auf die Landwirtschaft an jenem Tag gab. Auffällig ist die damit einhergehende Zunahme der Verwendung des Ausdrucks „Melancholie“. Dieses Phänomen lässt sich unterschiedlich erklären. Die Abnahme der Beschreibung der „äußeren“, sozialen Gegensätze und die Zunahme der Beschreibung der „inneren“, eigenen Gegensätze können hier jedoch als ein Muster von kolonialen Erfahrungen angesehen werden.

Anders als im Tagebuch von Herrn Kim finden sich im Tagebuch von Herrn Park keine klaren Einträge, die sich thematisch mit dem koreanischen Volk beschäftigen. Jedoch wird dort sichtbar, wie im Zuge der Implementierung des Systems der Generalmobilisierung während der Kriegszeit das „Großjapanische Kaiserreich“ auf seiner Arbeit, an Feier- und Ferientagen, auf Veranstaltungen und in weiteren Bereichen auf unterschiedliche Art Einzug in seinen Alltag erhält. Herr Park musste sowohl an den regulären Treffen des „patriotischen Nachbarschaftstrupps“ (*aikokuhan*), der etwa zehn Haushalte umfasste und die Grundeinheit des Mobilisierungssystems darstellte, sowie an den Aktivitäten der Jugendtruppe (*seinentai*), die 1941 an Arbeitsplätzen und in den Regionen zur Unterweisung für den „Aufbau eines immensen Verteidigungsstaates“ gegründet und eingerichtet wurde, teilnehmen. Über den Zeitraum eines Jahres schildert er in seinem Tagebuch für 14 Tage die Teilnahme an Veranstaltungen oder Treffen dieser Gruppen an seinem Arbeitsplatz, für acht Tage an seinem Wohnort, wobei Einträge mit kurzem oder ungenauem Verweis auf eine Beteiligung an den Aktivitäten nicht berücksichtigt sind. Werden die Einträge zu den Veranstaltungen genau betrachtet, so ist bei ihm kaum eine Motivation zu spüren. An einem seiner wenigen freien Tage kam er zu spät zum Treffen der Jugendgruppe, weil er im Glauben, es werde aufgrund von Regen abgesagt, seelenruhig länger schlief – Park, 22.05.1941. An einem anderen freien Tag kam er ebenfalls wegen Verschlafens zu spät zum regulären Treffen des patriotischen Nachbarschaftstrupps (Park, 01.06.1941). Wiederholt zu spät kam er auch zu Veranstaltungen am Arbeitsplatz, die dort im Rahmen des „Tags des Patriotismus“ am Ersten jeden Monats stattfanden (Park, 01.02.1941; 01.04.1941). Für Herrn Park, dessen tägliches Leben bereits anstrengend war, stellte die Kriegsmobilisierung des Kaiserreiches lediglich eine zusätzliche Bürde dar.

Die Existenz des „Großjapanischen Kaiserreichs“ kommt jedoch nicht nur bei Veranstaltungen, sondern auch bei kleinen, alltäglichen Gesprächen zum Vorschein. Einen kurzen Blick auf die Anspannung zur Zeit der Generalmobilisierung gewährt etwa der folgende Tagebucheintrag, welcher ein Gespräch am Arbeitsplatz wiedergibt:

Ich habe 53 Yen und 45 Sen als Lohn erhalten. Ich war etwas besorgt, da es nicht genug war. Als Shin, der recht geschwätzig ist, meinte „Auch wenn man Geld bekommt, so

wird der Wert von einem Sen rapide geringer und schlechter“, warnte ihn Herr Park danach „Wenn du schlecht über Geld sprichst, wirst du von der Polizei abgeführt“ (Park, 31.01.1941).

Mit der 1937 beginnenden Kriegszeit nahm in Korea die Inflation zu.³¹ Da der Wert der Währung sank und der Lohn nicht stieg, bedeutete dies für die Arbeiter de facto eine Gehaltskürzung. Herr Park war sich dessen bewusst und war deswegen „besorgt“. Diese Sorge jedoch laut zu äußern, wie es Herr Shin tat, war nicht ungefährlich, wie die Warnung vor der Polizei durch den Kollegen Herrn Park zeigt. Die Tatsache, dass allein das Äußern einer Unzufriedenheit bezüglich des Lohns eine Assoziation mit „Polizei“ hervorruft, verdeutlicht, wie persönlich nahe die Angst vor der staatlichen Gewalt in der Zeit der Kriegsmobilisierung empfunden wurde.

Im Vergleich zu den beiden vorher beschriebenen Tagebuchverfassern erzählt Herr Song, wenn auch nur fragmentarisch, in seinem ganzen Tagebuch von „Japan“ und „Korea“. Da er als Mitglied einer ethnischen Minderheit während der Kriegszeit in Japan lebte, machte er sich gegebenenfalls mehr Gedanken über Japan und Korea betreffende Aspekte. Werden seine politischen Anschauungen und die Besonderheiten seines Japan- und Koreabildes betrachtet, so erweisen sich diese auf den ersten Blick als widersprüchlich. Einerseits lobte er die „großen Fortschritte“ des Großjapanischen Kaiserreichs im „Großostasiatischen Krieg“, andererseits hegte er eine große Unzufriedenheit gegen die Kontrollmaßnahmen der Kriegszeit, welche das Leben der Menschen unterdrückten, und kritisierte die japanische Herrschaft über Korea aufs Schärfste. Diese sich widersprechenden Anschauungen sollen im Folgenden kurz anhand seiner Tagebucheinträge untersucht werden.

Festzustellen ist zunächst, dass Herr Song sehr wahrscheinlich die damalige japanische Propaganda, die Kolonien der Westmächte befreien zu wollen, wörtlich nahm. So sympathisierte er beispielsweise mit dem Slogan „Indien den Indern“ und notierte: „England, hast du etwa die Stärke Japans unterschätzt?“ (Song, 09.04.1942). Als er vom Hungerstreik Gandhis las, schrieb er: „Gandhi mag zwar sterben, aber der Geist der Unabhängigkeit nicht!“ (Song, 24.02.1943). Sein Eintrag „Dieser Krieg muss unter allen Umständen zum Wohle für die 1,5 Milliarden farbigen Menschen geführt werden“ (Song, 10.09.1942) zeigt zudem, dass er den Krieg als einen Krieg der Rassen wahrnahm.

Die angeführten Tagebucheinträge erwecken den Eindruck, als sei Herr Song in ganzer Linie ein Kriegsbefürworter gewesen. Allerdings beinhalten seine Einträge auch Stellen, an denen seine Abneigung gegenüber der Wehrpflicht und der Kriegsmobilisierung – Aspekte, die ihn und sein Leben betreffen – niedergeschrieben ist. Auf die Nachricht hin, dass die Wehrpflicht auch für Koreaner durchgesetzt werde, differenzierte er zwischen „Koreanern“ (*Chōsen kokumin*) und „Japanern“ und schrieb empört: „Was soll das! Wir sind Koreaner. Warum müssen wir deren Anweisungen folgen?“ (Song, 23.09.1942).

31 Kawai, Kazuo: Senjika (1937–1945) Chōsen ni okeru infureishon, in: Iinuma Jirō et al. (eds.), Shokuminchiki Chosen no shakai to teikō, Miraisha, 1982.

Als er am nächsten Tag von den Verordnungen bezüglich einer speziellen Unterweisung für die koreanischen Jugendlichen erfuhr, griff er zur Bezeichnung der Japaner auf den Ausdruck „Barbaren“ (*emishi*) zurück und klagte darüber, möglicherweise „von Barbaren kommandiert zu werden“. Gleichzeitig kritisierte er die Diskriminierung durch die Japaner: „Wie die uns bisher beleidigt haben, indem sie uns als unzivilisierte Wilde ansehen.“ (Song, 24.09.1941). Zu jener Zeit verfolgte die japanische Regierung unter dem Banner des Slogans „Einheit von Japan und Korea“ (*Nai-Sen ittai*) eine intensive Assimilationspolitik, um die Koreaner als „Untertanen des Tennō“ für den Krieg zu mobilisieren. Trotz und im Gegensatz zu dieser ausgegebenen Politik war es vielmehr Herrn Songs Empfinden, dass Koreaner und Japaner weit voneinander getrennt waren.

Es finden sich zudem so gut wie keine Stellen, an denen Herr Song die japanische Herrschaft über Korea positiv bewertet. Vielmehr kritisiert er sie heftig. So schreibt er in Bezug auf die Annexion: „Japan hat uns mit Gewalt unser Korea gestohlen“ (Song, 20.02.1942). „Warum mussten wir damals mit Japan zusammengehen? Hätten wir uns damals widersetzt und unsere Unabhängigkeit verteidigt, wäre es für uns um so viel besser gewesen.“ (Song, 01.10.1941). Auch die japanische Geschichtserziehung kritisierte er, denn „sie lehre keine koreanische Geschichte“, sondern „lediglich Geschichte (*kokushi*), die für Japan opportun ist“ (Song, 21.02.1942).

Interessant dabei ist die Tatsache, dass dieser kritische Ton in Herrn Songs Schreiben sich besonders dann verstärkt, wenn er an sein Heimatdorf denkt. So notiert er in seinem Tagebuch: „Die koreanische Halbinsel befindet sich in den Händen von Teufeln. Dass die Bauern, nein, dass das ganze Land leidet, zerreißt mich innerlich“ (Song, 28.05.1942); oder an anderer Stelle: dass „unseren koreanischen Reis“ „die Menschen hier [in Japan] zu essen bekommen, dieser Gedanke zerreißt mich“ (Song, 24.06.1942). Ein Tagebucheintrag, der relativ harmlos mit den Worten „Liebe Eltern in der Heimat, geht es euch gut? Wie lebt ihr wohl inmitten dieser Unruhen?“ beginnt, entwickelt sich schließlich sogar zu einem Aufruf zur Unabhängigkeit, indem er schreibt:

Meine koreanischen Landsleute, die ihr vom staatlichen Kriegsregime unterdrückt werdet und in unruhigen Zeiten, in denen sich das Leben als mühselig erweist, von den teuflischen Händen jener Beamten manipuliert werdet, erhebt euch! Handelt jetzt! (Song, 03.06.1942).

Sollte es eine Gemeinsamkeit bei den beiden sich widersprechenden Anschauungen von Herrn Song geben, d. h. dem Sympathisieren mit Japans Krieg einerseits und dem Kritisieren der japanischen Herrschaft über Korea andererseits, so dürfte dies Herrn Songs Haltung bezüglich „Kolonien“ sein. In seinem Tagebuch kommt der große Widerspruch zum Vorschein, den die japanische Ideologie zur Großasiatischen Wohlstandssphäre beinhaltete. Während Japan nach dieser die Pflicht hochhielt, die Völker Asiens aus der Kolonialherrschaft des Westens zu „befreien“, verweigerte es hingegen Korea und Taiwan deren Selbständigkeit sowie Unabhängigkeit und führte seine eigene Kolonialherrschaft dort fort.

Jeder der drei Tagebuchverfasser nahm „Korea“ und „Japan“ entsprechend seiner eigenen sozioökonomischen Stellung wahr. Herr Kim erkannte die Probleme des koreanischen Volkes, indem er einen Bezug zu der ihm bekannten Situation in seinem Dorf herstellte. Herr Park sah sich gezwungenermaßen mit der Generalmobilisierung und den mit dieser verbundenen Pflichten konfrontiert, die ihm wie eine zusätzliche Bürde zu seinem ohnehin bereits fordernden Alltag auferlegt wurden. Herrn Songs Schilderungen über die japanischen „Barbaren“ und die „Koreaner“ wiederum bewegten sich im Spannungsfeld der Darstellungen des Krieges, wie sie durch Erziehung und Medien vermittelt wurden, und seinen Gedanken an die Heimat. Auch wenn alle drei Personen Korea und Japan unterschiedlich wahrnahmen, so ist ihnen dennoch gemeinsam, dass jeder von ihnen trotz der Intensivierung der Assimilationspolitik über ein fast ausschließlich aus Koreanern bestehendes persönliches Netzwerk verfügte und eingebettet in diesem gemeinhin eine Distanz zu „Japan“ und den „Japanern“ empfand. Ebenso lässt sich ihr Distanzgefühl zur „Modernisierung“, die eng mit dem Kolonialismus verbunden ist, nennen.

Schlussbetrachtung

In den vorangegangenen Ausführungen wurden anhand der überlieferten Tagebücher von drei Wandersmännern die Kolonialgeschichte Koreas und ihr Leben im japanischen Kaiserreich nachgezeichnet. Selbstverständlich ist es schwer, das japanische Kaiserreich von der Perspektive der drei Wandersmänner aus in seiner Gesamtheit zu betrachten, doch durch die Verknüpfung ihrer Spuren und der in den Tagebüchern an verschiedenen Stellen festgehaltenen Gesellschaftswahrnehmungen kommt die Gestalt des Kaiserreiches erneut zum Vorschein. Vom Standpunkt der Kolonialherren brachte die japanische Herrschaft basierend auf dem Konzept der „universellen Liebe“ (*isshi dôjin*) des Tennô und auf dem Geist der Gleichberechtigung Korea den „Segen“ der Modernisierung. Aus den drei Tagebüchern zeichnet sich jedoch vielmehr ein Bild von Koreanern ab, die von der Modernisierung entfremdet waren und Diskriminierung sowie Distanz zwischen sich und den Japanern verspürten. Mit dem Lesen und Untersuchen von weiteren, von Koreanern verfassten Tagebüchern dürfte sich diese zwiespältige Gestalt des japanischen Kaiserreiches noch klarer von „unten“ abzeichnen.

Wird eine solche Forschung „Alltagsgeschichte“ genannt, dann liegt die Bedeutung von ihr nicht darin, Erfahrungen ohne „Nicht-Alltägliches“ darzustellen oder eine Geschichte ohne „ungewöhnliche Menschen“ zu schreiben, sondern in der Kritik gegenüber dem Blick von „oben“. Sie ist der Versuch, durch die Perspektive von „unten“ das bisherige Geschichtsbild kritisch zu rekonstruieren. Gegenstand der Erforschung sind hierbei: Erfahrungen, die nicht in den Dokumenten der Regierungsarchive oder den herkömmlichen Publikationen zu finden sind; das Leben der Leute und nicht jenes der Kolonialbeamten oder der Elite; Politik, die sich nicht durch die Erforschung von politischen Organisationen oder Ereignissen fassen lässt; die ökonomischen Aspekte des Lebens, die sich nicht mit Wirtschaftszahlen analysieren lassen; die Handlungsfähigkeit (*agency*)

der Menschen, die trotz der großen Gesellschaftsstruktur und der von ihr ausgehenden Regulierungen sich in ihrer Lebensführung diesen nicht in Gänze unterordnen. Entsprechend handelt es sich bei ihr nicht lediglich um eine Ergänzung zu bereits bestehenden Geschichtsnarrativen. In den vorangegangenen Ausführungen wurden Tagebucheinträge mit der großen Geschichte des Kaiserreichs verknüpft und im gegenseitigen Bezug zueinander erläutert, wobei es nicht nur das Ziel war, individuelle Erfahrungen zu sozialisieren, sondern auch gegenüber den existierenden Geschichtsnarrativen gewisse Einwände aufzuzeigen.

In den bisherigen Forschungen wäre Herr Kim im Rahmen der koreanischen Dorfgeschichte, Herr Park im Rahmen der Stadtgeschichte Seouls oder der Geschichte der Arbeit und Herr Song im Rahmen der Geschichte der koreanischen Minderheit in Japan behandelt worden. Wie jedoch gezeigt wurde, sind alle drei Personen nicht nur strukturell miteinander verbunden, sondern auch hinsichtlich ihrer aufgezeichneten Erfahrungen und Wahrnehmungen miteinander verflochten. Wissenschaftler dürfen individuelle Erfahrungen nicht durch gegenwärtige Forschungsrichtungen oder Rahmensetzungen beschneiden. Vielmehr müssen sie ihre eigenen Rahmensetzungen überdenken und überarbeiten, um der tatsächlichen Lebensweise der untersuchten Personen gerecht zu werden.

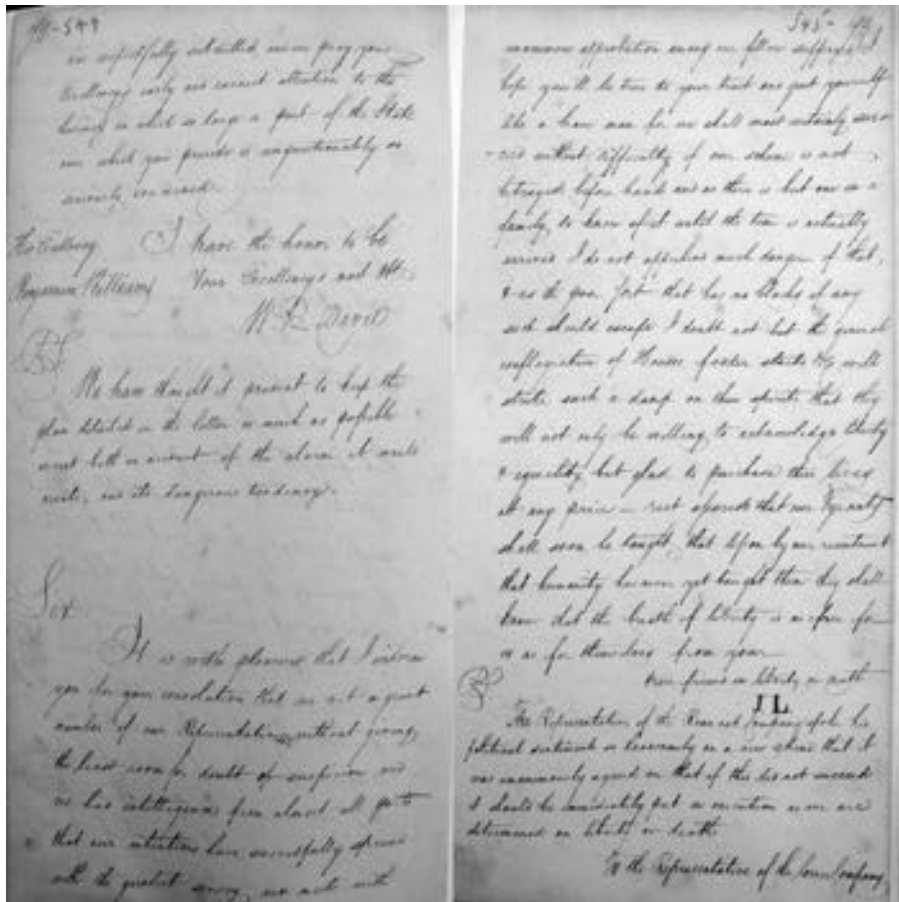
„Alarming Plots“: Spuren einer Sklavenverschwörung im amerikanischen Süden, 1802

Sebastian Jobs

ABSTRACTS

Ausgehend von einem 1802 in Virginia aufgefundenen anonymen Brief zeichnet der Beitrag von Sebastian Jobs die Gerüchte und Fantasien um die damals viel beschworenen und gefürchteten Sklavenverschwörungen im amerikanischen Süden nach. In dem anonymen Brief materialisierten sich diese Ängste, im Objekthaften, Haptischen und Lesbaren manifestierten sich Befürchtungen, aus vagen Befürchtungen wurden konkrete Pläne mit teils drastischen Konsequenzen. Der Autor macht einerseits anhand des Briefes deutlich, wie dieser als gegenständliche Manifestation und Beglaubigung menschlicher Pläne und Gefühle in ihrer Verbreitung, Zirkulation oder Abschrift, das Szenario von Sklavenaufständen wortwörtlich fassbar und begreifbar macht. Andererseits liest Jobs den Brief und die Reaktionen darauf auch als „transnationales Echo“ vor dem Hintergrund einer über Grenzen verknüpften Wissensgemeinschaft, in deren Zentrum die französische und die haitianische Revolution standen.

Based on an anonymous letter found in Virginia in 1802, the author traces the rumors and fantasies of the often evoked and feared slave conspiracies in the US-American South. The fears materialized and manifested themselves in the object-like, tactile and readable anonymous letter. From vague fears followed concrete plans, with often drastic consequences. On the one hand, the author demonstrates that only the letter in its concrete material manifestation and attestation of human plans and emotions and its distribution, circulation or transcription, brings the scenario of slave insurrections to life. On the other hand, he reads the letter and reactions to it as a “transnational echo” on the background of a cross-border knowledge community formed by the events of the French and Haitian revolution.



Abschrift des anonymen Briefs über einen möglichen Sklavenaufstand in North Carolina, 1802, North Carolina State Archives, Raleigh, NC.

Im Februar 1802 begann in der Küstenregion von Virginia und North Carolina eine zunehmend erregte Kommunikation über einen bevorstehenden Sklavenaufstand. Auslöser dafür war der oben abgebildete anonyme Brief, den ein besorgter Bürger als Kopie an Regierungsbehörden weiterleitete – der Brief enthielt Hinweise auf Verschwörung von Sklaven aus dem Gebiet, die sich um einen Rädelsführer zusammenschart hätten, um die weiße Bevölkerung zu überfallen. Wenige Wochen später schlugen sich Verunsicherung und Furcht der Menschen, die in der Region lebten, in angsterfüllten Briefen, panischen Zeitungsartikeln und in Gerichtsdokumenten nieder. Im Mai und Juni des Jahres erreichte die Panik ihren Höhepunkt, viele Sklaven und freie Schwarze wurden vor Gericht

gestellt. Letztlich wurden 24 Sklaven hingerichtet und viele weitere körperlich bestraft bevor Ende Juni 1802 die Panik langsam abebbte, ohne dass es zu einem Aufstand kam. Die materiellen Spuren der vermeintlichen Verschwörung, die Zeitgenoss_innen hinterlassen haben, widersprechen sich: sie geben verschiedene Orte an, schätzen die Zahl der Beteiligten und damit auch die Dramatik der Situation sehr unterschiedlich ein. In diesem Sinn wird die Ungewissheit der historischen Akteure und Aktrizen zu unserer eigenen – wie sie versuchen wir als Historiker_innen aus verfügbaren Informationen ‚verwertbares‘ Wissen zu erzeugen und den Ereignissen um die Aufstände in Geschichten und Interpretationen (nachträglich) Sinn zu verleihen. Konträre Aussagen stellen eine Herausforderung an das historisch-methodische Handwerkszeug dar, da sie es erschweren, die vorgefundenen Materialien in einem einheitlichen Narrativ zusammenzufassen. Und doch lässt sich eins feststellen. Die Briefe, die ich im Folgenden behandeln werde, handelten und wirkten besonders in ihrer materiellen Präsenz massiv auf das Geschehen 1802 ein. Als gegenständliche Manifestationen und Beglaubigungen menschlicher Pläne, Gefühle, Wünsche machten sie in ihrer Verbreitung, Zirkulation oder Abschrift das Szenario von Sklavenaufständen wortwörtlich fassbar und begreifbar. Sie standen damit nicht nur in einem Kontext weißer Gewaltvorstellungen und Feindbildern, sondern erweiterten diese. Die anonymen Briefe ergaben Sinn vor dem Hintergrund einer Geschichte von Revolten und Aufständen, die bis in die amerikanische Kolonialzeit zurückreichte. Gleichwohl schrieb sie ihn als vermeintlichen Erfahrungshorizont von Sklavengewalt fort und erschufen damit neue Kontexte.¹

Gleichzeitig ist der archivalische Be-Fund dieses Briefs auch eine materielle Intervention in unsere eigene Forschungstätigkeit, Ausgangspunkt für unsere Fragen und Deutungen. In diesem neuen Verwendungskontext wird er zum Artefakt wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Für uns Historiker_innen gilt es, die Entstehungs- und Verwendungskontexte dieser vermeintlichen Evidenzen vergangenen Handelns zu erwägen und zu interpretieren. Dabei sind wir – wie die Zeitgenoss_innen des 19. Jahrhunderts – mit Unschärfen und Ambiguitäten konfrontiert. Doch dieses Spannungsfeld von Widersprüchen kann auch zur Stärke werden. Eine Möglichkeit, produktiv mit dieser Dynamik umzugehen, ist es die Kommunikation selbst sowie den Umgang mit der vermeintlichen Krise in den Mittelpunkt der Analyse zu stellen und damit das Streben nach mehr Wissen und zumindest zeitweiser Gewissheit.

1. Ein Brief, ein Verdacht

Gerüchte über bevorstehende Sklavenaufstände waren in der Zeit vor dem amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) in den Südstaaten an der Tagesordnung. Erste Hinweise auf Unruhen in der Region Virginia und North Carolina tauchten schon eini-

1 Diese materielle Aktionskraft hat Bruno Latour mit dem Konzept des Aktanten beschrieben: B. Latour, *Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers Through Society*, Cambridge MA 1987, S. 83–85; B. Latour, *On Actor-Network Theory: a Few Clarifications*, in: *Soziale Welt* 47 (1996), S. 369–381, 373.

ge Wochen bevor die Panik ausbrach auf. Im Februar 1802 gelangte der Brief, der die Furcht vor einer Revolte erst in vollem Umfang schürte, an Williams Benjamin, den Gouverneur von North Carolina an der amerikanischen Ostküste. Im Staatsarchiv in Raleigh (North Carolina) liegt der Brief als Teil eines sogenannten *Letterbook* vor, d. h. als Teil der in Leder gebundenen Abschrift der gesamten Korrespondenz des Gouverneurs während seiner Amtszeit. Diese Aufgabe übernahm ein speziell dafür vom Gouverneur ernannter Sekretär.² Das anonyme Schreiben erreichte den Gouverneur als Anhang eines längeren Briefs, in dem sein Amtsvorgänger William R. Davie erklärte, unter welchen Umständen der Brief in seine Hände geraten war, indem er die verschiedenen Ebenen seines eigenen Schreibens erklärte und die Herkunft des Briefs als Geschichte einer vertrauensvollen und verbindlichen Kommunikation rekonstruierte.

Denn Davie war auf relativ dubiosem Weg an den Brief über die vermeintliche Verschwörung gelangt. Als Informationsvermittler erklärte er in seinem Schreiben, dass die konspirative Nachricht dem Brief eines gewissen James McGee beigelegt hatte. Dieser hatte sie mit einem eigenen Kommentar versehen und an William Ames in Northampton, North Carolina weitergeleitet – nicht weit entfernt von Davies eigenen Wohnort Halifax. Um der Vagheit die Krone aufzusetzen beschrieb McGee, dass ihm der Verschwörerbrief von einer nicht näher genannten Person ausgehändigt worden sei. Fundort war angeblich eine Straße bei „Barrow’s Tore“ im südlichen Virginia gewesen. Es handelt sich also streng genommen in dem Schreiben vom Februar 1802 nicht um einen, sondern um drei verschiedene Briefe mit mindestens vier beschriebenen Handlungsebenen.

Um dennoch die Glaubwürdigkeit des Dokuments zu bezeugen, untermauerte Davie die Sprecherposition seines Informanten und Kontaktmanns McGee, indem er ihn als charakterlich untadelig beschrieb: „[James] McGee is a sensible well informed man, respectable in point of character and property.“³ So versuchte er zugleich die Vertrauenswürdigkeit des Autors wie seiner Geschichte zu bezeugen. Ihr Wert und Wahrheitsgehalt bemaßen sich in den Augen des ehemaligen Gouverneurs in Geschlecht, sozialem und wirtschaftlichem Stand sowie dem einwandfreien Charakter des Schreibenden. Abschließend stellte er dem Charakterzeugnis von Mr. McGee noch die mögliche persönliche Nähe und Bekanntschaft des Informanten mit Benjamin selbst zur Seite: „McGee [...] is perhaps not unknown to your Excellency“. Auch hier kam persönlichem wie sozial codiertem Vertrauen die Rolle der Validierung der eigenen Wahrhaftigkeit zu.⁴

Doch warum dieser Aufwand? Brisant war der Brief vor allem wegen seines Sujets: Davie nutzte den anonymen Brief, um Gouverneur Williams eindringlich vor einem bevorstehenden Sklavenaufstand im benachbarten Virginia zu warnen, der auch auf North Caro-

2 Vgl. Acts of the North Carolina General Assembly, 1782, S. 445, <http://docsouth.unc.edu/csr/index.php/document/csr24-0012> (letzter Aufruf am 15. November 2017).

3 North Carolina State Archives, Raleigh, NC (NCAS), Benjamin Williams, Letterbook, Governor’s Papers, Brief William R. Davie an Benjamin Williams, 10. Februar 1802.

4 N. Luhmann, Vertrauen ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, Stuttgart 2009. Zur Idee von Vertrauen als Praxis vor allem M. Hartmann, Einleitung, in: Ders. und C. Offe (Hg.), Vertrauen – Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts, Frankfurt/Main 2001; M. Hartmann: Die Praxis des Vertrauens, Berlin 2011, S. 1–34.

lina übergreifen könnte. Der angehängte anonyme Brief führte aus, dass sich Bewohner der betroffenen Regionen als Reaktion auf diese Pläne („the most alarming plot“) auf einer Versammlung über die Gefahrensituation beraten hätten. Als deren Fürsprecher forderte Davie, so schnell wie möglich bewaffnete Patrouillen in den gefährdeten Gebieten einzusetzen um für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Doch was genau war die Grundlage für diese Unruhe?

Davie sah es als erwiesen an, dass es sich bei dem Brief um ein Indiz für ein ausgefeiltes Komplott für einen Sklavenaufstand handelte („evidently deep and well laid“), das mit großem Aufwand („intelligence“) und enormer Bemühung um Geheimhaltung betrieben wurde. Das oben gezeigte Schreiben selbst gab als Ziel politischer Aktionen die Einschüchterung der weißen Bevölkerung und den Kampf für die eigene Freiheit an: „rest assured that our Tyrants [sic!] shall soon be taught that lesson by our resentment that humanity has never yet taught them they shall know that the breath of liberty is as free for us as for themselves from your true friend in liberty or death“. Am Ende war die Nachricht von einer Person mit den Initialen *JBL* unterschrieben, die – so legt es der Text nahe – vermutlich ein Sklave war. Trotz der Unterschrift blieb es für die weißen Leser ein anonymes Schreiben.

Ein genauer Blick auf den kurzen Brief offenbart, dass der Inhalt des Schreibens ziemlich vage gehalten ist und beinahe banal klingt. Ganz allgemein ist dort von Repräsentanten („representatives“) die Rede, die eine politische Mission von Freiheit und Gleichheit („liberty“, „equality“) verfolgen sollten, gemeinsam mit ihren Leidensgenossen („fellow sufferers“) – gemeint sind wohl andere Sklaven. Doch weder nennt der Brief Ort oder Datum eines Treffens noch sind genaue Aktionen benannt, wie man es von einer Verschwörernotiz erwarten würde. Das Ganze erweckt eher den Eindruck eines politischen Pamphlets als den eines konkreten Plans für einen Sklavenaufstand. Diesen Eindruck spiegelte auch die Bewertung der Angelegenheit durch Gouverneur Benjamin wider. Er ging in seinem Antwortschreiben höflich auf die Warnungen Davies ein und dankte ihm für dessen Wachsamkeit – am Ende seiner Antwort wies er die Befürchtungen jedoch als zu uneindeutig zurück und schloss zunächst jegliches Eingreifen der Regierung aus, solange bis eindeutige Beweise für eine bevorstehende Sklavenverschwörung vorlägen.⁵

Drei Monate später, im Mai 1802, schien dieser Fall einzutreten: Unter den Bewohnern der nordöstlichen sechs *counties* von North Carolina sowie im benachbarten Virginia brach Panik aus, weil angeblich ein größerer Aufstand schwarzer Sklaven bevorstände, in dem die gesamte weiße Bevölkerung getötet werden sollte. Als Reaktion darauf wurden nächtliche Patrouillen verstärkt, Verdächtige festgenommen, verhört und angeklagt, einige für schuldig befunden und hingerichtet. Wie so häufig in diesen Fällen ergibt sich aus den historischen Materialien ein konfuses Bild der Ereignisse – gerichtliche Prozessakten, Zeitungsartikel und Selbstzeugnisse sind vage und ungenau – die Spuren der vermeintlichen Revolte bleiben für Historiker_innen unsicher und widersprüchlich.

5 NCAS, Benjamin Williams, Letterbook, Governor's Papers, Brief Benjamin Williams an William R. Davie, 10. Februar 1802.

Ein Indiz fällt jedoch sofort ins Auge: In den Prozessakten vom Juni 1802 war eines der zentralen Beweismittel wieder ein Brief.

Am 9. des Monats druckte die Zeitung *Alexandria Times* (aus Virginia) den Brief eines Ehrenmannes („gentleman“),⁶ in dem dieser von der Aufgeregtheit der Bewohner im Nordosten North Carolinas berichtete: „very alarming symptoms of revolt & insurrection have been discovered amongst the negroes in the lower parts of this countie“. Unter den Beweisen befände sich auch ein Brief mit brennendem Inhalt, der angeblich in der Küche einer schwarzen Frau gefunden worden war.⁷ Einen Monat später bestätigte die Zeitung *Weekly Raleigh Register* (North Carolina) diese Version der Geschichte und berichtete, dass der Brief neben konkreten Aufstandsplänen auch noch die Namen von 14 Verschwören enthalten habe.⁸ Doch dabei blieb es nicht: Je mehr die Menschen über die vermeintliche Konspiration und den Brief sprachen, desto detaillierter wurden die Informationen, die er angeblich enthielt. Zwei Monate, nachdem erstmals die Rede von dem Brief gewesen war, bestätigte ein Mann, sogar eine Kopie des Schriftstücks gesehen zu haben und den Autoren der Nachricht zu kennen, nämlich ein gewisser „negro Jacob“.⁹ Diese kurzen Ausschnitte aus zeitgenössischen Berichten zeigen, wie sich im Gerede und Schreiben über die Ereignisse der Inhalt des Briefs im Laufe der Zeit veränderte und immer detailreicher wurde: Am Ende war der Autor nicht mehr unbekannt und damit verband die Spur des Briefs abstrakte Pläne vermeintlich mit konkreten Akteuren und erwuchs in dieser Erzählung zu einer konkreten Bedrohung. Hörensagen war Hauptmedium der gemeinsamen Kommunikation und Wissensproduktion. Deshalb ist es nicht überraschend, dass die umfangreichen Archivmaterialien zu den Vorgängen 1802 kein Schriftstück enthalten, der einen solchen Inhalt mit Akteuren oder Orten wiedergibt. Es ist jedoch auffällig, dass sich in den Unterlagen des Gerichts von Bertie County (im nordöstlichen North Carolina) ein Brief befindet. Der Bezirk war eine der Regionen, in denen sich die Angst vor Aufständen am stärksten manifestierte. Hier wurden über 20 Sklaven wegen des Verdachts aufrührerischer Tätigkeit vor Gericht gestellt und angeklagt. In diesen Verfahren bedeutete ein Schuldspruch meist das Todesurteil für die Angeklagten.¹⁰ In den Gerichtsakten befindet sich eine nur schlecht lesbare Kopie eines Briefs, der allerdings nicht die von den Zeitzeugen erwähnten Informationen enthält. Da er als Beweismittel vorliegt, könnte es sich hier aber um den Brief handeln, der in einer Küche aufgefunden worden war. Die Unterschrift stellt jedoch eine interessante Querverbindung her. Unterschrieben ist er mit den Initialen „JL“ und, bis auf wenig Unterschiede, gleicht er auf frappierende Weise dem anfänglich erwähnten Brief, der in Virginia gefunden worden war.

6 Zur Bedeutung der Konzepte Ehre und ›gentility‹ im amerikanischen Süden siehe B. Wyatt-Brown, *Southern Honor: Ethics and Behavior in the Old South*, New York 2007, S. 88 ff.

7 Extract of a Letter from a Gentleman in N. Carolina, to His Friend in This City, *Alexandria Times*, 26. Juni 1802, S. 3.

8 [Kein Titel], *Weekly Raleigh Register*, 6. Juli 1802, S. 3.

9 Ebd.

10 P. J. Schwarz, *Forging the Shackles: The Development of Virginia's Criminal Code for Slaves*, in: D. J. Bodenhamer und J. W. Ely (Hg.), *Ambivalent Legacy: A Legal History of the South*, Jackson, MI 1984, S. 125-146, 137 ff.

Legt man die beiden Briefe vom Februar und Mai 1802 nebeneinander, zeigt sich, dass es sich bei dem Beweisstück aus den Gerichtsakten im Wesentlichen um eine Abschrift des gleichen Schriftstücks handelte, das angeblich auf einer Straße in Virginia aufgefunden worden war und auf verschlungenen Pfaden an Gouverneur Williams gelangt war – nur diesmal hatte es eben einen durchschlagenden Effekt. Aber warum lieferte ein durchaus fragwürdiger Fund wie der anonyme Brief Anlass zu so viel Beunruhigung?

Andere haben die Abläufe während der Panik von 1802 exzellent untersucht.¹¹ Anstelle einer genauen Rekonstruktion der historischen Ereignisse soll im Folgenden allerdings die Frage nach dem Effekt dieses Briefs im Mittelpunkt stehen, der im Zentrum des Geredes (und Schreibens) über den Aufstand stand. Unter welchen Umständen konnte ein beim genauen Hinsehen relativ dürftiges und vage gehaltenes Schriftstück eine solche Reaktion der weißen Bevölkerung auslösen? Warum erschien den Handelnden eine Sklavenrevolte plausibel und wahrscheinlich? Der Umgang mit dem Brief, seine Einordnung, Interpretation, Indienstnahme offenbaren dabei, wie vor allem die weiße Bevölkerung in Virginia und North Carolina mit ihrer Furcht vor widerständigen Sklaven und ihrer emotionalen Unsicherheit wie epistemologischen Ungewissheit umging.

2. „Unsicheres Wissen“

Das Reden oder Schreiben über Sklavenwiderständigkeit war seit der Kolonialzeit ein *basso continuo* des Lebens in Nordamerika. Die Ereignisse von 1802 ordnen sich in eine Geschichte befürchteter und (in wenigen Fällen) tatsächlich umgesetzter Rebellionen ein, die weit in die koloniale Vergangenheit der USA zurückreichte.¹² Historiker_innen, die sich mit Sklavenaufständen beschäftigt haben, haben jedoch gezeigt, dass die weiße Angst vor einem groß angelegten und überregional koordinierten Aufstand schwarzer Sklaven zu keinem Zeitpunkt begründet war – und doch ein regelmäßig vorkommendes Phänomen blieb.¹³ Umso mehr herrscht unter Historiker_innen Uneinigkeit darüber, inwiefern die festgehaltenen Konspirationen tatsächlich stattgefunden haben oder reiner Auswuchs weißer Angstfantasien waren.¹⁴ Solche Revolten und Versuche waren zum

11 J. S. Strickland, The Great Revival and Insurrectionary Fears in North Carolina: an Examination of Antebellum Southern Society and Slave Revolt Panics, in: O.V. Burton und R. C. McMath (Hg.), Class, Conflict, and Consensus: Antebellum Southern Community Studies, Westport, CT 1982, S. 57-95; D. R. Egerton, Gabriel's Rebellion: The Virginia Slave Conspiracies of 1800 and 1802, Chapel Hill, NC 1993.

12 M. M. Smith, Remembering Mary, Shaping Revolt: Reconsidering the Stono Rebellion, in: Journal of Southern History 67 (2001), S. 513-534; J. Lepore, New York Burning: Liberty, Slavery, and Conspiracy in Eighteenth-Century Manhattan, New York 2005; T. J. Davis, A Rumor of Revolt: The „Great Negro Plot“ in Colonial New York, Cambridge, MA 1990.

13 Zur räumlichen Begrenztheit von A. E. Kaye, Neighborhoods and Nat Turner: The Making of a Slave Rebel and the Unmaking of a Slave Rebellion, in: Journal of the Early Republic 27 (2007), S. 705-720; A. E. Kaye, Neighbourhoods and Solidarity in the Natchez District of Mississippi: Rethinking the Antebellum Slave Community, in: Slavery & Abolition 23 (2002), S. 1-24.

14 Ein Beispiel hierfür ist die Debatte um das tatsächliche Ausmaß der Verschwörung von Denmark Vesey (1822), dazu M. P. Johnson, Denmark Vesey and His Co-Conspirators, in: The William and Mary Quarterly 58 (2001), S. 915-976; M.P. Johnson, Reading Evidence, in: The William and Mary Quarterly 59 (2002), S. 193-202.

einen meist eng lokal begrenzt – seien es die Verschwörungen von Gabriel in Virginia (1800) und Denmark Vesey in South Carolina (1822) oder der Aufstand Nat Turners in Virginia (1831). Zum anderen resultierten sie nie in Verletzten oder Toten unter der weißen Bevölkerung – mit der Ausnahme der Nat Turner Revolt, die 55 weiße Siedler_innen in Virginia das Leben kostete. Jedoch wurden Pläne von Sklaven selten so konkret umgesetzt wie in diesem letzten Fall. Oft blieb es beim Verdacht eines Aufstands. In dieser angespannten Atmosphäre ‚unsicheren Wissens‘ interpretierten Sklavenhalter oft schon vermeintliche kleine Akte der Devianz von Sklaven wie Zuspätkommen oder ein zerbrochenes Werkzeug als Zeichen einer rebellischen Stimmung.¹⁵ In Ermangelung ‚fester Beweise‘ waren dabei meist Spekulationen, Gerüchte und Hörensagen die primäre Quelle für Informationen über bevorstehende Aufstände. Insofern ist das oben abgebildete Fundstück von 1802 eine große Besonderheit, der Brief war ein Hinweis für Sklavenwiderständigkeit auf mehreren Ebenen. Zum einen eröffnete er auf einer reinen Informationsebene den Blick auf einen bevorstehenden Plan und dessen Akteure. Er erlaubte einen schriftlich fixierten Blick hinter die Kulissen von Sklavenaufständen – scheinbar authentisch zeigten sich hier deren Organisatoren. Zum anderen wurden in dem Schreiben die schlimmsten Befürchtungen der Sklavenhalter schwarz auf weiß sichtbar. Denn Sklaven, die des Lesens und Schreibens mächtig waren, konnten größere Öffentlichkeiten erreichen oder geheime Pläne über große Distanzen kommunizieren.¹⁶ Die Oberfläche des Briefs wurde zum wortwörtlich be-greifbaren Indiz für Widerstand oder einen Aufstand; hier materialisierten sich die schlimmsten Ängste der weißen Bevölkerung.¹⁷

Aufgefunden auf einer Straße wurde er zu einer Spur, die zunächst erst einmal dazu einlud sie zu lesen und zu entziffern. Für Gouverneur Benjamins Amtvorgänger Davie wurde er zu einer Spur, die – wie ein Fußabdruck – auf die körperliche Anwesenheit von Verschwörern verwies. Der Brief diente dabei als Gegenstand, anhand dessen Akteure wie Davie 1802 Geschichten über Sklavenwiderständigkeit erzählten, die ihnen plausibel erschienen. Diese waren jedoch nicht aus der Luft gegriffen, griffen sie doch auf vertraute Muster zurück und ordneten die Spurenlage in ihren Erfahrungshorizont vergangener Ereignisse ein.

15 P. J. Schwarz, *Forging the Shackles*, S. 125–146, 140; W. Johnson, *On Agency*, in: *Journal of Social History* 37 (2003), S. 113–124, 116 f. Zum Konzept des ‚unsicheren Wissens‘: S. Jobs, *Uncertain Knowledge*, in: *Rethinking History* 18 (2014), S. 2–9.

16 Für Sklaven war der Zugang zu Lesen und Schreiben meist erschwert oder sogar verboten, da diese Art von Bildung von vielen Weißen als gefährlich wahrgenommen wurde. Siehe: B. B. Rasmussen, „Attended with Great Inconveniences“: *Slave Literacy and the 1740 South Carolina Negro Act*, in: *PMLA* 125 (2010), S. 201–203; A. Bly, *Breaking with Tradition: Slave Literacy in Early Virginia, 1680–1780*, Ph.D. Dissertation, The College of William and Mary, 2006; J. Cornelius, „We Slipped and Learned to Read“: *Slave Accounts of the Literacy Process, 1830–1865*, in: *Phylon* 44 (1983), S. 171–186.

17 Zum Begriff der Oberfläche A. Lütke, *Stofflichkeit, Macht-Lust und Reiz der Oberflächen: Zu den Perspektiven von Alltagsgeschichte*, in: W. Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie: eine Diskussion*, Göttingen 1994, S. 65–80.

3. Transnationale Echos aus der Vergangenheit

Eine Reihe von Ereignissen lieferte den Hintergrund für die panische Rezeption des Briefs. Zum einen war es eine Verschwörung in Virginia, die sich nur knapp zwei Jahre vor den Ereignissen um die anonymen Briefe ereignet hatte. Im August 1800 hatten sich unweit von Richmond, der Hauptstadt Virginias, bis zu 500 Sklaven zusammengetan, um die Stadt zu erstürmen und ihre Freiheit zu erzwingen. Schwere Regenstürme und der Verrat zweier Sklaven bereiteten der Verschwörung jedoch ein Ende, bevor die Rebellen ihre Pläne in die Tat umsetzen konnten. In den darauffolgenden Gerichtsprozessen wurden über 100 der vermeintlichen Verschwörer angeklagt und größtenteils freigesprochen. Mehr als zwanzig wurden zum Tode verurteilt, darunter auch der Anführer der Verschwörung, der 24-jährige Sklave Gabriel – ein Schmied aus Henrico County nahe Richmond, der lesen und schreiben konnte. „Gabriel’s conspiracy“, wie dieses Ereignis in die Geschichtsschreibung einging, diente daher als wesentliche Folie für die Deutung des anonymen Briefs, der 1802 in Virginia und North Carolina auftauchte – betraf er doch Regionen, die direkt südlich an die vormalige Unruheregion grenzten. Doch William R. Davie, der Überbringer der Nachricht, stellte das Schreiben in einen noch größeren Zusammenhang.

Davies Ausführungen sind nur vor dem Hintergrund einer transnational verknüpften Wissensgemeinschaft begreifbar, in deren Mittelpunkt die französische und die haitianische Revolution standen. Äußerten sich Frankreich eng verbundene amerikanische Politiker wie Thomas Jefferson zu Beginn noch sehr positiv über die Pariser Ereignisse von 1789/90 und wähten in ihnen den Beginn einer neuen transatlantischen Völkerfreundschaft, stieß vor allem die gewalttätige Radikalisierung der *terreur* in den USA auf Unverständnis und Misstrauen. Auf die vermeintliche Gefahr überseeischer ideologischer Agitatoren und Saboteure reagierte der Kongress der jungen amerikanischen Republik 1798 in diesem Sinn mit einer Reihe von Gesetzen, die den politischen Einfluss aus dem Ausland eindämmen sollten. Diese *Alien and Sedition Acts* schränkten z. B. die Presse- und Meinungsfreiheit ein oder stellten ausländische Spionage unter Strafe. Vor diesem Hintergrund erschien auch die französische Beteiligung an Sklavenaufständen wie *Gabriel’s Conspiracy* sehr plausibel – Briefe von Zeitgenossen äußerten explizit diesen Verdacht.¹⁸

Des Weiteren war die Vorstellung einer sich ausbreitenden und übermäßig gewalttätigen Revolte direkt mit den revolutionären Unruhen in St. Domingue verbunden. Auf der karibischen Zuckerinsel stellten sich Sklaven 1791 gegen die Macht der Kolonialherren und vertrieben die französischen Plantagenbesitzer und Arbeiter_innen aus dem Land. In Zeitungsberichten oder durch Seeleute gelangten Informationen und Erzählungen von der Rebellion der Sklaven auch auf den nordamerikanischen Kontinent. Nicht zuletzt ließen sich Flüchtlinge, die wegen dieser Revolution das Land verlassen mussten,

in den Carolinas nieder und erzählten dort Horrorgeschichten von der Gewalt der rebellischen Sklaven.¹⁹ Gleichzeitig wurde jeglicher Austausch mit den karibischen Kolonien mit Argwohn betrachtet: der Einfluss revolutionär gestimmter Franzosen und von Sklaven aus der Region galt als besonders gefährlich.²⁰ Auch Davie befürchtete die Möglichkeit eines Aufstand à la St. Domingue oder zumindest setzte er das Horrorszenario einer umfassenden Sklavenrevolution strategisch ein, um seinen Ausführungen mehr Nachdruck zu verleihen.

*Your Excellency will perceive that the plan, as far as it is detailed, is that precisely by which they succeeded in St. Domingo, and enveloped that whole Colony in flames in one hour on the same night, and murdered several thousands of the whites.*²¹

Diese Deutungen und Analogien zeigen, dass die Bewohner Virginias und North Carolinas sich als Teil eines translokalen Erfahrungs- und Wissensraums begriffen, der nationale Grenzen überschritt. Sie verknüpften die konkreten lokalen Spuren (ein Brief auf einer Straße) mit äußeren Bedrohungen, die jenseits der konkreten Erfahrungswelt der Akteure lagen. Sie erschufen damit einen Resonanzraum, der gewaltvolle Geschichten und rassistische Feindbilder verstärkte. In diesen Ausführungen blieb St. Domingue das Menetekel, das Paniken immer wieder befeuerte und als Argument dafür diente, bei der Verfolgung und Bestrafung von (vermuteten) Konspirationen hart durchzugreifen. Gleichzeitig diente es aber auch als Argument, weiße Solidarität beizubehalten und die Reihen gegen die vermeintliche Bedrohung von innen und von außen zu schließen. Dabei war die materielle Spurenlage auch 1802 eher dürftig. Um die Sache noch komplizierter zu machen, stellt sich beinahe zwangsläufig die Frage, wie ein fast identischer offensichtlich persönlich adressierter Brief (das Schreiben beginnt mit „Sir“) in zwei völlig verschiedenen lokalen Kontexten auftauchen konnte. Bedenkt man Zeitpunkt und Ort der Funde, gerät auch die vermeintliche Autorenschaft des Briefs ins Zwielficht: War der Autor wirklich ein schwarzer Verschwörer?

4. Spricht hier ein Subalterner?

Sind die verschiedenen Briefe also ‚authentische‘ Worte des schwarzen Widerstands? Die etwas verworrene Spurenlage lässt eine Reihe von Deutungsmöglichkeiten zu. Zunächst gibt es die Möglichkeit, dass das Schreiben tatsächlich aus einem Kreis von Aufständlern stammt. Es ist zunächst nicht auszuschließen, dass es ein weitungspannendes Netzwerk von Verschwörern gab, das vom Westen Virginias bis an die Küsten North Carolinas

19 J. S. Scott, *The Common Wind: Currents of Afro-American Communication in the Era of the Haitian Revolution*, Ph.D. Dissertation, Duke University, 1986, S. 174 ff.

20 S. E. Johnson, *The Fear of French Negroes: Transcolonial Collaboration in the Revolutionary Americas*, Berkeley, CA 2012.

21 NCAS, Brief Davie an Williams, 10. Februar 1802.

reichte. Aber Benjamin Williams, der Gouverneur von North Carolina, zeigte sich in Bezug auf den Beweisgehalt des Schreibens eher skeptisch.

Williams interpretierte den Brief zwar auch als Spur eines Sklavenaufstands, allerdings nicht in der Version, die Davie ihm präsentiert hatte: als Fährte, als zufällige Hinterlassenschaft und Andeutung bevorstehender Gefahr. Williams sah den anonymen Brief, der ihn im Februar 1802 aus Virginia erreichte, als Spur, die bewusst gelegt worden war. Obwohl er generell die Möglichkeit nicht ausschloss – „the plot mentioned in the [...] letter [...] is unquestionably of a serious and alarming nature“ – wies er die unmittelbare Gefahr zurück. Sein Verdacht war ein anderer: „the letter [...] may be a mere fabrication artfully dropt by some person wishing to purchase Negroes in Virginia with the view of carrying them Southwardly.“²² Williams vermutete, dass Sklavenhändler versucht hätten, taktisch die ohnehin schon angespannte Atmosphäre in der Region noch mehr anzuhetzen, um somit die Preise für Sklaven zu schmälern und daraus Profit zu schlagen.²³ Folgt man Williams' Verdacht, wird der Brief zur Spur in einem Kräftefeld, innerhalb dessen sich verschiedene Akteure die Bedrohungsmacht durch Sklavenwiderständigkeit aneigneten.²⁴

Damit ist es zumindest nicht undenkbar, dass in dem anonymen Brief weiße Händler oder Aktivisten die Rolle eines schwarzen Sklaven oder Aktivisten einnahmen, um ihren kommerziellen oder politischen Zielen Kraft und Plausibilität zu verleihen. Dabei griffen sie auf Mittel der Täuschung und Imitation zurück; und zumindest für Davies Informant McGee waren sie dabei überzeugend. Denn, wie er in seinem Schreiben vom Februar 1802 anmerkt, war der anonyme Brief in Druckschrift geschrieben und damit ein Verweis auf den niederen Bildungsgrad des Autors bzw. der möglichen Empfänger: „The original letter found was wrote in small print I suppose for the purpose of those who could read print and could not read common writing.“²⁵

Einen ähnlichen Eindruck, nämlich den eines ungebildeten Sklaven, hinterlässt ein weiteres Schreiben, das angeblich im Juni 1802 in Virginia auftauchte – während in North Carolina Sklaven wegen der anonymen Briefe verhört, verurteilt und hingerichtet wurden. Es ist eine direkte Warnung eines vermeintlich loyalen Sklaven („favorite servant“) und Freunds der Weißen („friend to some of the whites“), die sich an die weiße Bevölkerung („white pepil [sic]“) richtet und einen Aufstand ankündigte. Plausibel wurde er, indem er den Topos des treuen Sklaven bediente, ein Stereotyp, das dem paternalistischen Bild vieler Sklavenhalter entsprach, das Sklaven als kindliche Abhängige darstellte, deren Loyalität selbstverständlicher Teil dieser Machtformation war.²⁶ Die Tatsache, dass der

22 NCAS, Williams an Davie, 10. Februar 1802.

23 Zum Konzept der Taktik vgl. M. de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 2000, S. 23.

24 Zu einer Konzeption von Machtverhältnissen und Kräftefeldern siehe M. Foucault, *Afterword: the Subject and Power*, in: H. L. Dreyfus und P. Rabinow (Hg.), *Michel Foucault: Beyond Structuralism and Hermeneutics*, Chicago IL 1983, S. 208–226.

25 NCAS, Davie an Williams, 10. Februar 1802.

26 Zum Topos des treuen Sklaven im paternalistischen Selbstbild der Sklavenhalter des amerikanischen Südens siehe E. Fox-Genovese und E. D. Genovese, *Fatal Self-Deception: Slaveholding Paternalism in the Old South*, Cambridge 2011, S. 60 ff.

ungenannte Autor vermeintlich durchgehend fehlerhafte Rechtschreibung verwendete, schien diese Sprecherposition noch zu verstärken. Diese Häufung anonymer Nachrichten unterstützte den öffentlichen Eindruck einer unmittelbaren Gefahr im Sommer 1802 – in dem anonymen Brief, den Davie beschrieb, finden sich jedoch auch Elemente, die dem Bild eines ungebildeten Schreibers widersprechen.

Denn ein weiterer Punkt, der in der Struktur des Briefs auffällt, ist die Sprache, in der der Autor bzw. die Autoren ihre Botschaft von Widerstand fassten. Schaut man sich die Argumente des Briefs genauer an, fällt auf, dass die Konzepte und Ideen, die verwendet wurden, große Ähnlichkeit mit der Rhetorik der atlantischen Revolution haben: Wie in einem politischen Pamphlet geht es dort um „freedom“ und „liberty“. Darüber hinaus deutet der Autor an, dass die Bewegung in einer Art Versamlungsstruktur organisiert ist, die begrifflich an die Kontinentalkongresse (1774–1789) oder die verfassungsgebende Versammlung (1787) erinnert. Im *post scriptum* wird der Delegierte aus Roanoke (einer Stadt im Südwesten Virginias) erwähnt, der sich zu den Aufstandsplänen geäußert hätte.

The Representative of the Roanak [sic!] Company spoke his political sentiments of handsomely on a new scheme that it was unanimously agreed on that if this did not succeed it should be immediately put in execution as we are determined on liberty or death.

*To the Representative of the Lower Company*²⁷

Die Abschlussformel „liberty or death“ weist große Ähnlichkeiten zu dem amerikanischen Revolutionsruf „give me liberty or give me death“ auf, den der ‚Gründungsvater‘ Patrick Henry 1775 zu Beginn des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs prägte. Mit solchen politischen Anleihen und gedrechselten Formulierungen erweckte der Brief den Eindruck einer umfangreichen und auf mehreren Ebenen umsichtig geplanten Revolte. Zum einen wurde das Netzwerk der Verschwörer_innen hier so dargestellt, als ob es von den westlichen Regionen des Staats Virginia bis an dessen Küsten reichen würde und damit einen beeindruckenden Grad von Organisation und Geheimhaltung erreicht hätte. Zum anderen schien die gewandte Rhetorik des gesamten Schreibens aus der Feder eines philosophisch und politisch gebildeten Individuums zu stammen und widersprach damit dem Cliché, dass Sklaven oder freie Schwarze keine souveränen politischen Subjekte mit einem Anspruch auf ihre Bürgerrechte sein könnten. Das eigentliche Argument, dass Davie gemacht hatte, dass es sich hier um einen konkreten Anschlagsplan handelte, verfängt allerdings nicht, da der Brief keinerlei konkrete Details wie Zeit, Ort oder genaue Ziele der angeblichen Verschwörung nennt.

War die ganze Angelegenheit nichts als eine reine weiße Erfindung? Auf den ersten Blick mag dies als radikale Deutung erscheinen, sie ist aber nicht so abwegig in Bezug auf beide Briefe mit unbekannten Autoren. Sei es, um die Öffentlichkeit zu warnen oder um Panik auszulösen – sie fassten weiße Ängste zusammen, aber ihre Autorenschaft bleibt unklar.

Ob beabsichtigt oder nicht war das panische Gespräch über die latente Gefahr darüber hinaus eine Arena der weißen Solidarität gegenüber der vermeintlichen schwarzen Bedrohung – ein Ort, an dem Gemeinschaft performativ hergestellt wurde.²⁸

Doch falls dieser Verdacht zutrifft, dann enthalten die Quellenmaterialien zum Aufstand für uns ein Rätsel. Denn in den Akten befinden sich zahlreiche Aussagen von Sklaven über einen Brief. Wenn das gesamte Schreiben und das Reden nichts weiter als weiße Panik waren, wie konnten auch Sklaven, die vor Gericht zu dem Sachverhalt verhört wurden, in ihren Aussagen davon berichten? Wie konnte es sein, dass einige die Existenz des anonymen Schriftstücks in ihren Aussagen ernsthaft bestätigten? Verschiedene Zeugen berichteten, dass sie gesehen hatten, wie unter den Sklaven Nachrichten ausgetauscht worden waren. Andere gaben zu, als Kuriere tätig gewesen zu sein. Wieder andere bestätigten die schlimmsten Befürchtungen der Verhörenden, nämlich, dass „alle“ Sklaven in Bertie County in die Verschwörung eingeweiht gewesen wären und von dem aufrührerischen Brief gewusst hätten. Gab es also doch eine geheime Verschwörung?

Auf den zweiten Blick bietet sich eine alternative Lesart an. Viele der verhörten Sklaven erzählten eher konfuse Geschichten über die Ereignisse in North Carolina, aber einige von ihnen gaben an nichts von den Aufstandsplänen oder den Briefen gewusst zu haben – zumindest bis sie davon von ihren Besitzern gehört hatten. Zwei Aussagen aus den Gerichtsakten von Bertie County belegen dies exemplarisch: „David – first heard it from his Master knows nothing of his own knowledge of the rebellion“ oder „Dennis first heard his Master mention it.“²⁹ Die Einlassungen der Sklaven Dennis und David zeigen, dass weiße Vorurteile und Erwartungen immer schon als Teil der Verhöre und Aussagen über die vermeintlichen Aufstandspläne mitgelesen werden müssen. Hinweise auf den Brief finden sich in den Aussagen fünf verschiedener Sklaven, im Detail stimmen sie jedoch alle nicht miteinander überein. In diesem Zusammenhang erscheint es zumindest plausibel, dass diese Zeugen durch ihre Besitzer von der Notiz erfahren hatten und dann bei ihrem Verhör im Sinne der weißen Erwartungshaltungen ihr Wissen zu Protokoll gaben. Hier eröffnete sich schließlich auch Handlungsmacht für die Sklaven selbst. Schließlich konnten diese in der Rolle des ‚treuen Sklaven‘ kooperieren und Vergünstigungen erlangen, bis hin zur Freiheit.³⁰

Darüber hinaus muss der Druck, der auf Sklaven lastete, eine verwertbare Zeugenaussage zu produzieren, enorm gewesen sein. Als Quellenmaterial sind die Gerichtsakten und Verhörprotokolle nur mit größter Vorsicht zu interpretieren. Sie enthalten weder die Fragen der Verhörer noch geben sie die Aussagen der Sklaven im genauen Wortlaut

28 Zur Performanz von Klatsch und Gerüchten siehe J. L. Austin, *How to Do Things With Words: the William James Lectures Delivered at Harvard University in 1955*, Cambridge MA 1975; R. D. Abrahams, *A Performance-Centred Approach to Gossip*, in: *Man* 5 (1970).

29 NCSA, Bertie County, Slave Records and Miscellaneous Records, 1734–1865, no date, C.R.X. 396, [Insurrection 1802, Bertie Co., NC].

30 Zu einer vergleichbaren Gemengelage bspw. die Arbeiten von Isabel Richter, die mit Gestapo-Verhörprotokollen gearbeitet und hier herausgestellt hat, wie sich Fragen und Erwartungshaltungen von Befragern und Antworten bedingen. I. Richter, *Entwürfe des Widerstehens: Männer und Frauen aus dem linken Widerstand in Verhören der Gestapo (1934–1939)*, in: *Werkstattgeschichte* 26 (2000), S. 47–70.

wieder – stattdessen geben sie meist nur eine Zusammenfassung des Gesagten. Doch die Einflussnahme der Befragenden ging noch viel weiter. In den Untersuchungsakten von Bertie County (North Carolina) befindet sich ein Eid, der den Zeugen vermutlich vor oder während der Vernehmung vorgelegt wurde und der bei Falschaussage härteste körperliche Strafe androhte.

If it shall appear that you have not told the truth the whole truth and nothing but the truth in your examination you shall without further trial have on ear nailed to the Pillory and there stand for the spann of one hour and your said ear then cut off, and thereafter the other ear in like manner nailed to the Pillory and cut off at the expiration of one other hour – and there you shall further receive thirty [...] lashes well laid on your bare back at the common whipping post.³¹

Es ist bemerkenswert, wie in dieser psychologischen Folter im Abschneiden des Ohrs die körperliche Bestrafung für Meineid direkt mit den Sinnen und Organen für Hörensagen verbunden war. In anderen Akten findet sich ein klarer Verweis auf die Anwendung physischer Folter während der Befragungen – manchmal sehr lakonisch, wie in der Einführung zu einem Verhör: „Dick Blacksmith gives no information until whipped.“³² Ob diese körperliche Bestrafung wirklich verwertbare Ergebnisse erbrachte, darf bezweifelt werden. Aber sie erlaubten der weißen Bevölkerung jedenfalls im Moment der Panik hart gegenüber den Sklaven durchzugreifen und die ins Wanken geratene Ordnung durch Gewalt wiederherzustellen. Unsicherheit und Ungewissheit konterten sie, indem sie ihre „Diener“ symbolisch durch Befragung und Folter körperlich wieder von potentiellen politischen Akteuren zu Unterlegenen machten.³³

Diese beiden Punkte – weiße Erwartungshaltungen und körperliche Folter – zeigen, wie umkämpft die Wissensproduktion im Machtfeld Sklaverei war. Sie zeigen aber auch, wie diese Instabilität Handlungsräume eröffnete. Zuvorderst – zumindest aus Sicht des Gouverneurs Williams – für Sklavenhändler, die womöglich einen gefälschten Brief strategisch platzierten, um bessere Preise für ihre Ware zu erreichen, indem sie sie als potentiell gefährlich darstellten. In diesem Narrativ waren Angst und Panik Mittel, die Räume für individuelles unternehmerisches Handeln schufen. Der Gebrauch von vermeintlich ungebildeter Schrift und Rechtschreibung könnten so ein gezielter Versuch gewesen sein, authentische schwarze Stimmen zu imitieren, die einen möglichen Sklavenaufstand plausibler erschienen ließen. Auch wenn die Panik vom Mai und Juni 1802 nicht allein auf dem anonymen Brief fußte – so löste dieser doch weitere Ermittlungen und Gerichtsprozesse, besorgte Zeitungsartikel und Gerede aus. Angesichts der ungewissen Sachlage

31 NCSA [Insurrection 1802, Bertie Co., NC].

32 NCSA [Insurrection 1802, Bertie Co., NC], & NCSA, PC 1629.1, Folder 23, Slave Collection, 1787–1856, Personal Collections [Conspiracy, 1802].

33 L. Plath, North Carolina and Nat Turner: Honour and Violence in a Slave Insurrection Scare, in: Ders. und S. Lussana (Hg.), Black and White Masculinity in the American South, 1800–2000, Newcastle upon Tyne 2009, S. 16–36; E. Scarry, The Body in Pain: the Making and Unmaking of the World, Oxford 1987, S. 27 ff.

und der vermeintlichen Gefahr zielten diese Praktiken der Vergewisserung darauf ab mit dem ‚unsicheren‘ Wissen umzugehen als auch die soziale Ordnung wiederherzustellen. Aber auch schwarze Stimmen waren aktiver Teil der Erzählung über die Aufstandspläne – oder vielmehr der vielen Erzählungen, da die Zeugenaussagen ungeordnet und in sich sehr widersprüchlich bleiben. Die Existenz eines anonymen Briefs zieht sich jedoch wie ein roter Faden durch die Geschichten, die Sklaven ihren Vernehmern berichteten. Im Angesicht physischer Gewalt oder verbalisierter Erwartungen ihrer Besitzer lieferten sie Berichte, die in dieser spezifischen Situation für sie sinnvoll erschienen. Andererseits hat diese Gemengelage eine ironische Wendung. Wir können davon ausgehen, dass zumindest nach den diversen Verfahren eine bestimmte Zahl von Sklaven nicht nur von einem anonymen Brief, sondern auch generell von der Möglichkeit eines Aufstands wusste – auch wenn es sich 1802 womöglich nur um eine Erfindung handelte. Ironischerweise könnten Sklavenhalter damit die Idee von Rebellion verstärkt und, man könnte vermuten, Sklaven sogar ermächtigt haben, die Machbarkeit organisierten Widerstands zu denken. Daher verweist die Wissenslage von 1802 auf eine generelle Unsicherheit und Zerbrechlichkeit der Sklaverei, die für Sklavenhalter und ihre weißen Landsleute als alltäglicher Teil zum Machtsystem Sklaverei gehörte. Die Möglichkeit, dass Sklavenhändler und -halter auf Anonymität und Mimikry zurückgriffen – Taktiken, die oft mit subalternen und unterdrückten Akteuren assoziiert werden –, verweisen auf potentiell instabile Machtstrukturen, die beständig bestätigt und erneuert werden mussten.³⁴

Als Gerichte in den verschiedenen *counties* über Sklaven gerichtet hatten und die Furcht langsam abebbte, kamen die Menschen in Virginia und South Carolina zu der Erkenntnis, dass sie zumindest das Ausmaß des Aufstands vom Sommer 1802 überschätzt hatten. In einem Zeitungsartikel vom 6. Juli fasste der Autor den Stand der Ermittlungen so zusammen: „The alarm [...] respecting a conspiracy of the Negroes [...] is now generally allowed to have been greater than the occasion warranted.“ Andere waren in ihrer Bewertung der Angelegenheit noch eindeutiger und verwiesen die gesamte Idee eines Aufstands ins Reich der Fiktion. Ein Abrechnungsbeleg aus Perquimans County, North Carolina, bestätigt die Auszahlung von 40 Schilling an drei Männer als Entschädigung: „for their services as Patrollers to this Town being appointed to suppress an insurrection which was *imagined* to exist among the slaves in this county.“³⁵ Angesichts der Sicherheit, mit der die Menschen noch im Mai 1802 von einem massiven Aufstand ausgegangen waren, ist dieses Urteil ziemlich überraschend. Doch es zeigt, wie das Wissen über die gefühlte Bedrohung beständig unsicher blieb und sich in den Erzählungen der Zeitgenossen veränderte.

34 E. P. Thompson, *The Crime of Anonymity*, in: D. Hay (Hg.), *Albion's Fatal Tree: Crime and Society in Eighteenth-Century England*, New York 1975, S. 255-344; H. Bhabha, *Of Mimicry and Man: The Ambivalence of Colonial Discourse*, in: Ders. (Hg.), *The Location of Culture*, New York 2004, S. 85-92.

35 NCSA, [Insurrection among Slaves, 1802-1803, Court Papers] & NCSA, Perquimans County Records, Slave Records, 1759-1864, C.R. 077.928.2. [Hervorhebung, SJ].

5. Schluss

Können wir also wissen, was im Sommer 1802 wirklich in Virginia und North Carolina passierte? Nein! In den Widersprüchen, Spekulationen, Annahmen, Erwartungen, die wir in den Materialien finden, bleiben viele Fragen offen – wir als Historiker_innen begegnen in ihnen unserer eigenen Unsicherheit und Zweifeln, worüber wir eigentlich schreiben können. Wie gehen wir mit den Spuren um, die wir vorfinden? Es ist möglich, die Materialien über den vermeintlichen Sklavenaufstand als Zeugnisse eines Kampfes über Wissen, Macht und den Alltag von Sklaverei zu lesen.

Ironischerweise verknüpften sich im Wissen über den Sklavenaufstand weiße Erwartungshaltungen und schwarze Handlungsräume. Damit erschuf die Kommunikation über den Aufstand gemeinsame Vorstellungen und Imaginationen schwarzer Widerständigkeit. Im Umgang mit Unsicherheit und Ungewissheit bildeten sich nicht einfach schon vorhandene soziale Machtverhältnisse ab. Hier spiegelten sich bereits existierende Vorstellungen nicht einfach wider, sondern wurden gebrochen, umgeformt, erweitert. Dabei war die Kommunikation über die Sklavenaufstände in Gerichtsprozessen, Zeitungsartikeln und Gerüchten der Versuch, mit emotionaler Verunsicherung und Angst umzugehen. Diese waren Praktiken und Performanzen der Unsicherheit, die in sich wieder produktiv waren und neue Strukturen erschufen. In der gemeinschaftlichen Vergewisserung entstand ein Resonanzraum, der Sklavenaufstände plausibel erscheinen ließ.³⁶ Den anonymen Briefen kam dabei eine Rolle der materiellen Vergewisserung zu. Sie agierten als maßgeblicher Bezugspunkt in der Kommunikation über schwarzen Widerstand – denn hier manifestierten sich Befürchtungen schwarz auf weiß. Damit wurden sie zu vermeintlichen Evidenzen in einer Beweiskette und zu Aktanten, die die Plausibilität herstellte und damit Handlungen der Beteiligten maßgeblich vorantrieben.

Umso mehr zeigt der Fall von 1802, wie selbst in sich widersprüchliche Materialien als Ausgangspunkt für historisches Arbeiten dienen können. Gerichtsakten, Zeitungsartikel, Selbstzeugnisse sind dabei Spuren, die dazu einladen unterschiedliche Versionen von Geschichte auszuhalten, anstatt Argumente und Beweise gegeneinander abzuwägen, um eine Synthese zu produzieren oder die eine kohärente Geschichte des „wie es eigentlich gewesen“ zu erzählen. Für die historischen Akteure und Aktrizen war das Weitererzählen von Geschichten und Gerüchten eine Praxis, ihrer Umwelt Sinn zu verleihen und mit der eigenen Ungewissheit umzugehen. Diese Aussagen und Briefe waren alltägliche und vielschichtige Geschichten, in denen Menschen ihre Erfahrungen mit den widersprüchlichen Herrschaftsformationen der Sklaverei im amerikanischen Süden einbrachten und reflektierten. Weiße Angst und Panik spiegeln dabei die historisch spezifischen Umstände wider, in die sich Südstaatler_innen geworfen sahen, aber sie zeigen auch, wie sie

36 Zur Produktivkraft emotiver Äußerungen: W. M. Reddy, *Sentimentalism and Its Erasure: the Role of Emotions in the Era of the French Revolution*, in: *Journal of Modern History* 72 (2000), S. 109-152; W. M. Reddy, *The Navigation of Feeling: A Framework for the History of Emotions*, Cambridge 2001 bzw. zur performativen Qualität von Sprache siehe J. L. Austin, *How to Do Things With Words*.

sich diesen vermeintlichen Rahmen erweiterten, ihn sich strategisch aneigneten oder für ihre eigenen Zwecke nutzten. In den Aussagen der schwarzen Sklaven lässt sich erkennen, wie diese wiederum versuchten das Kräftefeld Sklaverei aus ihrer Perspektive auf der Suche nach möglichen Handlungsräumen zu vermessen und sich darin gegenüber anderen Sklaven wie auch ihren Besitzern zu positionieren. Hörensagen verweist deshalb auf Ängste wie Hoffnungen der historischen Akteure wie auch auf ihre Vorstellungen. Die Ereignisse von 1802 zeigen, dass dieser Imaginationsraum nicht an staatlichen oder nationalen Grenzen haltmachte. Zur Folie für eigene Interpretationen wurden Menschen in Virginia und North Carolina sowohl heimische Sklavenrebellionen wie auch die Revolutionen von Frankreich und Haiti – sie bildeten einen Resonanzraum, innerhalb dessen das Gerede und Geschreibe über mögliche Sklavenrevolutionen auf dem nordamerikanischen Kontinent plausibel, ja sogar wahrscheinlich klang.

Die archivalischen Spuren bezeugen die Unsicherheit der Zeitgenossen, ihre Annahmen und Erwartungshaltungen und wie sie sich veränderten – sie verweisen auf Erfahrungsräume, innerhalb derer der Kampf um die Deutungshoheit stattfand, sowie wie sich diese veränderten. Die Spuren von 1802 – Briefe, Zeugenaussagen, Beobachtungen – zirkulierten unter den Zeitgenoss_innen, aber lieferten doch keine eindeutigen Beweise – sie ließen eine Bandbreite von Deutungen zu und schufen damit gleichzeitig Handlungsräume. Im Sinne der „elastische Härte“ des Indizienparadigmas³⁷ erschienen Zeitgenossen die Geschichten, die sie hörten, plausibel genug, um politisch zu handeln. Damit war die Kommunikation über die vermeintlichen Sklavenunruhen von 1802 Arena der Wissensproduktion, anhand derer wir, als Historiker_innen, spezifische Kontexte und Praktiken sowie Handlungsräume erkunden können. Gerüchte sind daher nicht nur unvollständiges Wissen oder ein Notfallsystem für den Informationsaustausch, sondern sie fordern uns dazu auf, die Geschichten ernst zu nehmen, die Menschen über ihre Umgebung und ihr Alltagsleben erzählten.

37 C. Ginzburg, Spurensicherung: Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst, in: Ders. (Hg.), Spurensicherung: Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst, Berlin 2002, S. 7-57, 49.

Auf einer Briefmarke in den Weltraum. Spacelab und das Versprechen einer Zukunft in den Sternen

Tilman Siebeneichner

ABSTRACTS

Im Zentrum des Beitrags steht die im Jahr 1975 in Deutschland eingeführte 40-Pfennig Briefmarke der Deutschen Bundespost mit dem Motiv des Weltraumlabor („Spacelab“). Während das Spacelab Europas Einstieg in die bemannte Raumfahrt und Forschung im Weltraum markierte, zeigte die Einführung der Briefmarke den Stellenwert der Raumfahrt als „Schlüsseltechnologie“ und Indikator von Fortschrittlichkeit und Modernität für die Regierung der Bundesrepublik in den 1970er und 1980er Jahren. Zugleich trug der hohe Verbreitungsgrad der Marke dazu bei, den Weltraum selbst in die Lebenswelten der Menschen hineinzutragen und ihn als Sehnsuchtsort der Zukunft zu profilieren. War das Spacelab aber in den 1970er Jahren ein Symbolträger für Fortschritt und Völkerverständigung, wurde es im Zuge der Aufrüstung im Weltraum in den 1980er Jahren auch zu einem Ausdruck für die potentielle Gefahr kriegesischer Auseinandersetzungen und katastrophaler Unglücke.

The contribution centers on the 40-penny stamp of the German federal post office introduced in 1975 showing the motif of a space laboratory („Spacelab“). While the Spacelab marked the entry of Europe into manned space flight and research, the introduction of the stamp demonstrates the status of space flight as “key technology” and indicator of progress and modernity for the government of the German Federal Republic during the 1970s and 1980s. At the same time, the wide distribution of the stamp contributed to the introduction of outer space into the everyday life worlds of ordinary people and turned it into a reference point for future aspirations. Representing a symbol of progress and international understanding during the 1970s, the Spacelab also transformed into a manifestation of the potential threat of warlike conflicts and catastrophic calamities in the course of increasing armament in outer space during the 1980s.

This mission is also a shining example of international cooperation at its best. [...] When people are free and work together, there's nothing that can't be accomplished. Together the free people of the world with the use of technology are building a world of prosperity and peace never imaginable a few decades ago.¹

Mit diesem Worten pries US-Präsident Ronald Reagan (1911–2004) im Dezember 1983 im Rahmen einer Live-Sendung, zu der neben dem damaligen deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl (1930–2017) auch die sechsköpfige Besatzung des Space Shuttles *Columbia* zugeschaltet war, die erste bemannte amerikanisch-europäische Weltraummission. An Bord der *Columbia* befand sich mit dem deutschen Physiker Ulf Merbold (*1941) nicht nur der erste Nicht-US-Staatsbürger, dem die Ehre zuteilwurde, in einem amerikanischen Raumschiff mitfliegen zu dürfen. Das Space Shuttle führte in seiner Ladebucht erstmalig auch ein in Europa hergestelltes Forschungslabor mit, das sogenannte Spacelab. Diese Mission, die Westeuropas Einstieg in die bemannte Raumfahrt markierte und seinerzeit für so wichtig erachtet wurde, dass man sie mit einer exklusiven Live-Schaltung in den Weltraum würdigte, war acht Jahre zuvor auf einer dem „Weltraumlabor“ gewidmeten Briefmarke der Deutschen Bundespost bereits angekündigt, mithin vorweggenommen worden (siehe Abb. 1). Als „Informationsträger, in denen sich der Charakter der gesellschaftlichen Verhältnisse in vielfältiger Weise widerspiegelt“, sind Briefmarken eine bedeutsame, bislang allerdings wenig beachtete Quellengattung.² Über nationale Grenzen hinweg fungieren sie als „mediale Botschafter“, denen auch in nicht-totalitären Staaten eine informative und meinungsbildende Funktion zukommt.³ In diesem Sinne unterstreicht die Briefmarke mit dem Spacelab-Motiv die Bedeutung, die der bemannten Raumfahrt in der Bundesrepublik der 1970er Jahre zugesprochen wurde. Die erfolgreichen Mondlandungen der 1960er Jahre hatten dazu geführt, dass sie zum Ausweis ultimativer technologischer, wissenschaftlicher und ökonomischer Leistungsfähigkeit avancierte und stellten eine Herausforderung dar, mit der sich in Westeuropa mehr als nur raumfahrtpolitische Interessen verbanden. (Bemannte) Raumfahrt im Allgemeinen und das Spacelab im Besonderen wurde hier als „Schlüsseltechnologie“ präsentiert, mit der sich „Fortschritt“, „Frieden“ und „Wohlstand“ der „freien Welt“ verknüpften, wie Reagans eingangs zitierte Lobpreisung der ersten Spacelab-Mission bekräftigte.⁴

1 Remarks during a Conference Call with Chancellor Helmut Kohl of the Federal Republic of Germany and Crewmembers of the Space Shuttle Columbia, 5 December 1983, The American Presidency Project, <http://www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=40834> (letzter Aufruf am 30. August 2017).

2 G. Rehbein, Lexikon der Post: Post- und Fernmeldewesen, Berlin 1983, S. 540.

3 G. Gabriel, Ästhetik und politische Ikonographie der Briefmarke, in: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 54 (2009), H. 1, S. 1–10, 2. Siehe auch A. Hanisch-Wolfram, Postalische Identitätskonstruktionen: Briefmarken als Medien totalitärer Propaganda, Frankfurt a. Main 2006; J. Scholze, Ideologie mit Zackenrand: Briefmarken als politische Symbole, in: Dokumentationszentrum Alltagskultur (Hg.), Fortschritt, Norm und Eigensinn: Erkundungen im Alltag der DDR, Berlin 1999, S. 174–191.

4 Scientists gain a foothold in space, in: New Scientist, 22. September 1983, S. 74. Siehe dazu grundsätzlich N. Oreskes und J. Krige (Hg.), Science and Technology in the Global Cold War, Cambridge/Mass. 2014; D. C. Engerman u.a. (Hg.), Staging Growth: Modernization, Development, and the Global Cold War, Amherst 2003.



Abb. 1: Die 40-Pfennig-Briefmarke aus der Dauermarkenserie „Industrie und Technik“ von 1975. Das „Weltraumlabor“ wird hier als integraler Bestandteil des (nicht genannten) Space Shuttle präsentiert.

Im Sinne einer Kulturgeschichte der Technik, der es um die dynamische und vielfältige „Verwobenheit der menschlichen Existenz mit Technik“ und ihren Repräsentationen geht,⁵ lenkt die Briefmarke die Aufmerksamkeit auf die politische Legitimierung und gesellschaftliche Vermittlung technischer Neuerungen. Damit wird sie zugleich als Medium gesellschaftlicher Fortschrittsdiskurse im Kalten Krieg und Ressource kollektiver Selbstbeschreibungen und Selbstvergewisserungen interessant.⁶ Nicht allein die Geschichte des mittlerweile weitgehend vergessenen Weltraumlabor, sondern ebenso die seinerzeit mit seiner Entwicklung und Nutzung verbundenen politischen Allianzen und astrofuturistischen Visionen stehen folglich im Mittelpunkt dieses Beitrages.⁷ Welche Zwecke und Zukunftsentwürfe verbanden sich mit dem Spacelab, insbesondere in Deutschland, und wie wurden diese hier kommuniziert und verhandelt? Welche Hoffnungen und Interessen, aber auch welche Vorbehalte gingen in den krisengeschüttelten 1970er Jahren mit der bemannten Erschließung des erdnahen Orbits einher? Und wie beeinflusste die Nutzung des Weltraumlabor die Wahrnehmung der ihm gewidmeten Briefmarke?

Als Weltraum-Habitat, das in Europa gebaut wurde, nach seinem Erstflug jedoch in den Besitz der USA übergang und in der Folge von insgesamt 110 Astronauten aus Ländern wie Deutschland, der Schweiz, Japan und Kanada genutzt wurde, war das Spacelab ein transnationales Produkt par excellence. So, wie es im Weltraum als grenzüberschreitende

5 M. Hessler, *Kulturgeschichte der Technik*, Frankfurt a. Main / New York 2012, S. 9.

6 Siehe dazu A. Vowinkel, M. M. Payk und T. Lindenberg, *European Cold War Culture(s)? An Introduction*, in: Dies. (Hg.), *Cold War Cultures: Perspectives on Eastern and Western European Societies*, New York/Oxford 2012, S. 1-22.

7 Zum Begriff des Astrofuturismus siehe A. C. T. Geppert, *European Astrofuturism, Cosmic Provincialism: Historicizing the Space Age*, in: Dies. (Hg.), *Imagining Outer Space: European Astroculture in the Twentieth Century*, Basingstoke 2012, S. 3-24; De Witt Douglas Kilgore, *Astrofuturism: Science, Race, and Visions of Utopia in Space*, Philadelphia 2003.

Forschungsplattform fungierte und internationale Allianzen begründete, überwand die ihm gewidmete Briefmarke auf der Erde nationale Grenzen und trug die mit ihm verbundenen extraterrestrischen Zwecke und Ziele in den globalen Alltag hinein. Wie diese „von oben“ vorgegebenen und mit Hilfe der Briefmarke transportierten Ambitionen „unten“ aufgegriffen und angeeignet wurden, war in Zeiten vielbeschworener „Grenzen des Wachstums“ und zunehmender Sorge um das „Raumschiff Erde“ jedoch keineswegs ausgemacht.⁸ Briefmarke wie Weltraumlabor verkörperten nicht nur Völkerverständigung und Fortschritt, sondern konnten, wie die faktische Geschichte des Spacelabs zeigen sollte, auch als Symbole für Abgrenzung und kriegerische Aufrüstung bzw. für die katastrophale Kehrseite eines technoscientistischen Fortschrittsmodells fungieren.

Die Zukunft zwischen den Zeilen

Wie die Briefmarke der Deutschen Bundespost zeigt, war man insbesondere in Deutschland davon überzeugt, durch die Partizipation am US-amerikanischen Post-Apollo Programm an einem zukunftsweisenden und technologisch höchst anspruchsvollen Raumfahrtprojekt teilzuhaben.⁹ Zwar fand sich das Spacelab als Motiv auch auf Briefmarken anderer, insbesondere außereuropäischer Nationen, hier jedoch entweder anlässlich des Erstfluges des Space Shuttles im Jahr 1981 oder des 1983 erfolgenden Ersteinsatzes des Spacelabs.¹⁰ Dass die Bundesrepublik ihm jedoch bereits 1975 eine Briefmarke widmete, als sich die Leistungsfähigkeit von Spacelab und Shuttle erst noch beweisen mussten, unterstreicht einerseits die führende Rolle, die sie innerhalb dieses Projektes einnahm und verweist andererseits auf die Bedeutung, die ihm vonseiten der deutschen politischen Eliten beigemessen wurde.

Bereits Aby Warburg sprach mit Blick auf Briefmarken von der „Bildersprache des Weltverkehrs“, Walter Benjamin nannte sie „Visitenkarten des Staates“, die spezifische Vorstellungen in die Alltagswelt der Menschen transportieren und auf diese Weise dazu beitragen, eine „offizielle [...] Kultur“ und eine „spezifische [...] Identität“ zu etablieren.¹¹ Das gilt insbesondere für überall erhältliche und über einen längeren Zeitraum

8 D. H. Meadows u. a., *The Limits to Growth: A Report for the Club of Rome's Project on the Predicament of Mankind*, New York 1972; R. Buckminster Fuller, *Operating Manual for Spaceship Earth*, Carbondale 1969.

9 Zum Post-Apollo Programm siehe J. M. Logsdon, *After Apollo? Richard Nixon and the American Space Program*, Basingstoke 2015. Zu internationalen Kooperationen im Rahmen US-amerikanischer Weltraumpolitik siehe J. Krige, A. L. Callahan und A. Maharaj, *NASA in the World: Fifty Years of International Collaboration in Space*, Basingstoke 2013.

10 Ein kursorischer Streifzug durch das Internet ergab entsprechende Briefmarken in der Schweiz, Mauretanien (jeweils veröffentlicht anlässlich des Erstfluges des Space Shuttle 1981), Lesotho, Djibouti, Grenada (jeweils veröffentlicht anlässlich des Ersteinsatzes des Spacelabs 1983).

11 A. Warburg, zit. nach: U. Raulff, *Der aufhaltsame Aufstieg einer Idee: Warburg und die Vernunft der Republik*, in: U. Raulff, *Wilde Energien: Vier Versuche zu Aby Warburg*, Göttingen 2003, S. 72-116, 94 Anm. 41; W. Benjamin, *Einbahnstraße*, in: R. Tiedemann und H. Schweppenhäuser (Hg.), *Gesammelte Schriften, Tillmann Rexroth* (Hg.), Bd. IV/1, Frankfurt a. Main 1972, S. 134-137, 137.

verfügbare Dauermarken (gegenüber nur zu besonderen Anlässen und in bescheidenerer Auflage erhältlichen Sondermarken), zu denen auch die Spacelab-Briefmarke zählt.

Die von Beat Knoblauch und Egon Falz gestaltete Briefmarke ist eng an einen frühen zeichnerischen Entwurf der National Aeronautics and Space Agency (NASA) angelehnt, zeigt jedoch weniger Details.¹² Beiden ist gemein, dass sie nicht allein das Spacelab zeigen, sondern das gesamte, sogenannte Space Transportation System (STS). Tatsächlich war das Labor von Anfang an als integraler (und zugleich optionaler) Bestandteil des Shuttles entworfen worden und war allein nicht flugtüchtig. So ist es auf der Briefmarke nur ein, für den uninformierten Betrachter aufgrund fehlender Hinweise allerdings nur bedingt auszumachender Bestandteil des hier gezeigten Raumschiffes. Im Steigflug befindlich und mit geöffneten Ladeluken, gibt es den Blick auf das in seiner Ladebucht befindliche Labor frei, das über einen Tunnel vom Shuttle aus zu erreichen ist. Ebenfalls zu erkennen sind außerhalb des Labors befindliche Antennen und Messgeräte, die gleichfalls in der Ladebucht des Shuttles mitgeführt werden konnten. Im Unterschied zu dem schwarz-weißen NASA-Entwurf, der das STS vor dem Hintergrund funkelnder Sterne zeigt, fehlt auf der Briefmarke jeglicher Hintergrund. Zu sehen ist ausschließlich das technische Artefakt, das sich gleichsam im (luft-)leeren Raum zu bewegen scheint. Während der Hintergrund in Frühlingsgrün gehalten ist, ist das STS in Weiß gehalten, zudem fehlen (im Gegensatz zum NASA-Entwurf) jegliche Hoheitsabzeichen.

Die dem Weltraumlabor gewidmete 40-Pfennig-Briefmarke war Teil einer Dauermarkenserie der Deutschen Bundespost, die ab 1975 die sogenannte „Bundespräsident Heinemann-Serie“ ablöste. Nachdem dessen Nachfolger Walter Scheel (1919–2016) bei seinem Amtsantritt im Juli 1974 auf das jedem Bundespräsidenten zustehende Recht der Abbildung auf einer Dauermarkenserie verzichtet hatte, wurde stattdessen eine Dauermarkenserie zu Produkten aus „Industrie und Technik“ lanciert, die bis etwa 1988 in Gebrauch war.¹³ Eine große Zahl an Werten und eine Auflage von fast 21 Milliarden Stück bei der Deutschen Bundespost (sowie fast eine Milliarde Berliner Marken) führten dazu, dass die Dauermarkenserie eine sehr hohe Verbreitung fand. Ihre insgesamt 23 Werte zeigten unterschiedliche, aber offenkundig als repräsentativ betrachtete Industrie- oder Technikprodukte. Neben der 50 Pfennig-Briefmarke (die die Erdfunkstelle Raisting zeigt) und der 100 Pfennig-Briefmarke (die einen Braunkohlebagger zeigt) zählt die am 15. Mai 1975 veröffentlichte 40 Pfennig-Briefmarke mit dem Spacelab-Motiv nicht nur zu den ersten im Rahmen dieser Dauermarkenserie veröffentlichten Postwertzeichen. Mit einer Auflagenhöhe von 2.132.000.000 gehörte die 24x28mm große Briefmarke zugleich zu den auflagenstärksten Postwertzeichen der Serie. Infolge der Gebührenerhöhung von Juli 1975, bei der das Porto für Standard-Briefe von 40 auf 50 Pfennig ange-

12 Siehe dazu D. Lord, *Spacelab, An International Success Story*, Washington DC 1986, S. 485. Der Entwurf ist ebenfalls abgedruckt in: J. Krige, A. Russo und L. Sebesta, *A History of the European Space Agency 1958–1987*, Vol. II: *The Story of ESA 1973 to 1987*, Noordwijk 2000, S. 570. Siehe dazu auch D. Hitt, *Bold They Rise: The Space Shuttle Early Years, 1972–1986*, Lincoln 2014.

13 Die Berliner Marken waren bis zum 31. Dezember 1991 gültig; die bundesdeutschen Marken bis zum 30. Juni 2002.

hoben wurde, eignete sie sich anfangs nur in Kombination mit einer 10 Pfennig-Marke zum Frankieren von Briefen. Durch die Anhebung des Portos für Postkarten, die nun mit 40 Pfennig frankiert werden mussten, wurde sie nichtsdestoweniger häufig verwendet. Infolge der Gebührenerhöhung vom Juli 1982, bei der das Porto für Briefe schließlich auf 80 Pfennig angehoben wurde (Postkarten mussten fortan mit 60 Pfennig-Marken frankiert werden), wurde sie erneut zu einer noch vielfältiger verwendbaren Marke.¹⁴

Auflagenzahl und Verbreitungsgrad verweisen auf die Bedeutung, die ein Gemeinwesen den durch ihre Marken repräsentierten Motiven zuspricht. Diese sollen nicht nur die eigene Bevölkerung ansprechen, sondern auch über die Staatsgrenzen hinweg ein Selbstverständnis vermitteln, das sich auch an Postempfänger anderer Länder richtet. Die politisch-ikonographische Bedeutung von Briefmarken wurde besonders im deutsch-deutschen Briefverkehr virulent; die Verwendung von Postwertzeichen mit unliebsamer politischer Thematik, etwa in Hinblick auf die deutsche Einheit, konnte dazu führen, dass Briefe ‚postwendend‘ zurückgeschickt wurden.¹⁵

Tatsächlich verweist die Wahl des Weltraumlabor als Motiv für eine der am weitesten verbreiteten Briefmarken der neuen Dauermarken-Serie aus historischer Perspektive auch auf die deutsch-deutsche Teilung und den ihr zugrundeliegenden Systemkonflikt. Als Ausweis der eigenen Überlegenheit kam der Raumfahrt in der politischen Kultur des Staatssozialismus in der DDR eine zentrale Bedeutung zu.¹⁶ In der bemannten Raumfahrt, dem spektakulärsten und prestigeträchtigsten Bereich der Raumfahrt, hatte der „Osten“ nicht nur im internationalen, sondern auch im deutsch-deutschen Vergleich die Nase vorn. 1978 war mit Sigmund Jähn (*1937) der erste Deutsche in den Weltraum geflogen; ein Ereignis, das in der DDR entsprechend gefeiert wurde und sich auch in verschiedenen Briefmarken niederschlug.¹⁷

Insgesamt wurden zwischen 1957 und 1990 83 Briefmarken mit Weltraum- bzw. Raumfahrtmotiven von der DDR herausgegeben. Dass die Dauermarkenserie „Industrie und Technik“ verschiedene Weltraum-Motive umfasste, legt nahe, dass sich die Bundesrepublik in dieser Hinsicht insbesondere gegenüber der DDR zu profilieren suchte. Denn zur Dauermarken-Serie der Deutschen Bundespost zählte weiterhin eine Briefmarke, die dem 1974 gestarteten Nachrichten-Satellit Symphonie gewidmet war, einem deutsch-französischen Gemeinschaftsprojekt. Die Auflage dieser 5-Pfennig-Briefmarke fiel mit 57.600.000 Exemplaren jedoch weit geringer aus als die der Spacelab-Briefmarke.

14 Zu den jeweils gültigen Portowerten vgl. die verschiedenen Ausgaben des Michel-Briefmarken-Katalogs Deutschland, München 1975–1988.

15 G. Gabriel, Ästhetik und politische Ikonographie der Briefmarke, in: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 54 (2009), H. 1, S. 1–10, 7.

16 Siehe dazu E. Maurer u. a. (Hg.), *Soviet Space Culture: Cosmic Enthusiasm in Socialist Societies*, London 2011. Sowie, insbesondere im Hinblick auf die DDR, die Beiträge in: S. Satjukow und R. Gries (Hg.), *Sozialistische Helden: Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR*, Berlin 2002.

17 Siehe dazu R. Hirte, Ein später Held: Sigmund Jähns Flug ins All, in: S. Satjukow und R. Gries (Hg.), *Sozialistische Helden*, S. 158–172. Zum Weltraum als Gegenstand ostdeutscher Briefmarken siehe E. Schaber, *Der rote Weltraum: Die künstlerische Darstellung von Raumfahrt auf Briefmarken der DDR*, in: *Neue Kunstwissenschaftliche Forschungen* 1 (2014), S. 48–60.

Auf ihr weist nichts darauf hin, dass das Weltraumlabor Produkt einer transnationalen Kooperation war. Obwohl die Marke das Spacelab als Teil des STS zeigt, wird einzig das „Weltraumlabor“ benannt. In der NASA-Zeichnung ist das Spacelab mit der Beschriftung ESRO (European Space Research Organisation) versehen, auf dem Heckleitwerk des Shuttles kann man den Schriftzug NASA erkennen. Diese Hoheitsbezeichnungen, die die verschiedenen Komponenten des Space Transportation System den unterschiedlichen Raumfahrtbehörden zuordnen, fehlen jedoch auf der deutschen Briefmarke. Für den uninformierten Betrachter konnte so einerseits der Eindruck entstehen, mit dem „Weltraumlabor“ sei das Raumschiff als Ganzes gemeint. Andererseits konnte das STS aufgrund fehlenden Hoheitsbezeichnungen zugleich für ein ausschließlich deutsches Produkt gehalten werden.

Als prominenter Bestandteil einer Industrie und Technik gewidmeten Dauermarkenserie bekräftigte die Briefmarke in den 1970er Jahren das Bekenntnis zu einem zentral an Technik gekoppelten Fortschritts- und Zukunftsmodell. Gleichzeitig verschleierte sie den in dieser Zeit zunehmenden Internationalisierungsprozess technologischer Forschung und Entwicklung in Europa, der ja erst die Voraussetzung für den erfolgreichen Einstieg in die bemannte Raumfahrt geschaffen hatte,¹⁸ und bediente damit zugleich nationale Wahrnehmungs- und Identitätsmuster.

Die Zukunft in den Sternen

Dass die Bundesrepublik innerhalb der European Space Agency (ESA) zu den entschiedensten Befürwortern des Einstiegs in die bemannte Raumfahrt zählte, hatte mehr als nur raumfahrtpolitische Gründe.¹⁹ Wie Ministerialdirektor Wolfgang Finke vom Bundesministerium für Forschung und Technik im Juli 1970 einräumte, bestand ein wichtiger Zweck der Beteiligung am Post-Apollo Programm darin, angesichts der umstrittenen „Ostpolitik“ der Bundesregierung ihre ungebrochene Verbundenheit mit dem westlichen Lager und hier insbesondere den USA zu bekräftigen.²⁰ Der größte Widerstand gegenüber einer Kooperation mit den USA hatte sich hingegen in Frankreich geregigt. Hier befürchtete man, dass eine allzu enge Bindung an den transatlantischen Partner die technologische und politische Abhängigkeit Westeuropas eher stärken als schwächen

18 H. Trischler, *Contesting Europe in Space*, in: Ders. und M. Kohlrausch (Hg.), *Building Europe on Expertise: Innovators, Organizers, Networkers*, Basingstoke 2014, S. 243-275. Siehe in grundsätzlicher Hinsicht R. Ridinger, *Technologiekoperationen in Westeuropa: Die Suche nach grenzüberschreitenden Antworten auf technologiepolitische Herausforderungen*, Hamburg 1991.

19 Zur Raumfahrtpolitik in Deutschland siehe N. H. Reinke, *Geschichte der deutschen Raumfahrtspolitik: Konzepte, Einflussfaktoren und Interdependenzen 1923–2002*, München 2004.

20 W. Finke, zit. nach: J. Krige, A. L. Callahan und A. Maharaj (Hg.), *NASA in the World: Fifty Years of International Collaboration in Space*, Basingstoke 2013, S. 121. Siehe dazu auch J. Weyer, *Verstärkte Rivalitäten statt Rendezvous im All? Die wechselhafte Geschichte der deutsch-amerikanischen Zusammenarbeit in der Raumfahrt*, in: J. Weyer (Hg.), *Technische Visionen – politische Kompromisse: Geschichte und Perspektiven der deutschen Raumfahrt*, Berlin 1993, S. 89-110.

würde.²¹ Auf der europäischen Weltraumkonferenz, die im Dezember 1972 in Brüssel stattfand, hatte man sich schließlich auf einen Kompromiss geeinigt. Während das später auf ARIANE getaufte Trägerprojekt LIIS unter der Federführung Frankreichs Westeuropa einen autonomen, aber unbemannten Zugang zum Weltraum eröffnen sollte, entschied man sich zugleich für die Beteiligung am Post-Apollo Programm in Form des Spacelabs, bei der wiederum die Bundesrepublik die Federführung übernahm.²² Außer Irland und Schweden waren alle Mitgliedsstaaten der ESA an der Entwicklung und dem Bau des Spacelabs beteiligt, hinzu kam Österreich als einziges Nicht-Mitgliedsland. Die Bundesrepublik übernahm mit 55 % den Hauptanteil aller Kosten, gefolgt von Italien (15,6 %), Frankreich (10,3 %) und Großbritannien (6,5 %). Mehr als 40 Firmen waren europaweit in das Projekt involviert. Als Hauptauftragnehmer fungierten die in Bremen ansässigen Vereinigten Flugtechnischen Werke (VFW)-Fokker / Entwicklungsring Nord (ERNO). Dort wurde das Weltraumlabor montiert und im November 1981 schließlich an die amerikanischen Partner übergeben.²³

In Deutschland war das Spacelab nicht nur aufgrund der ihm gewidmeten Briefmarke lange vor seinem Erstflug zum Gegenstand öffentlichen Interesses geworden. Die Düsseldorfer Elektro-Pop-Pioniere Kraftwerk widmeten ihm auf ihrem 1978 erschienenen Album „Mensch-Maschine“ einen ganzen Song.²⁴ Während der Synthesizer-Sound des Songs, dessen Gesangspart einzig in der monoton wiederholten und roboterhaft verzerrten Zeile „Spacelab“ besteht, ebenso euphorisch wie bedrohlich wirkt, bezog die gleichfalls aus Düsseldorf stammende Band Fehlfarben mit ihrem Song „Ein Jahr (Es geht voran)“ zwei Jahre später eine weniger ambivalente Position. „Spacelabs falln [sic] auf Inseln – Vergessen macht sich breit – Es geht voran“, wird in dem Lied skandiert, das zum größten Hit der Band avancierte und Platz 22 der deutschen Charts erreichte.²⁵ Vermutlich bezogen sich diese Zeilen allerdings auf das *Skylab*. Diese erste Raumstation der USA, die sechs Jahre lang betrieben und dann aufgegeben wurde,²⁶ stürzte im Juli 1979 auf die Erde zurück. Ihr Absturz sorgte auch in Deutschland für einigen Wirbel, da man hier kurzzeitig befürchtete, Trümmer der Raumstation könnten über deutschen Städten niedergehen und verheerende Schäden anrichten: „Weltraumpanik, gerade zehn Jahre nach dem größten Triumph der Raumfahrt, der ersten bemannten Landung auf dem Mond“, schrieb dazu der Spiegel in einer Titelstory. „Ausgerechnet das Himmels-

21 Zur traditionell USA-kritischen Raumfahrtspolitik Frankreichs siehe W. McDougall, *Space-Age Europe: Gaullism, Euro-Gaullism and the American Dilemma*, in: *Technology & Culture* 26 (1985), S. 170–203; A. Hasenkamp, *Raumfahrtspolitik in Westeuropa und die Rolle Frankreichs: Macht – Nutzen – Reformdruck*, Münster 1996.

22 Siehe dazu im Einzelnen J. Krige, A. Russo und L. Sebesta, *A History of the European Space Agency 1958–1987*, Vol. II.

23 Ebd., S. 568.

24 „Spacelab“ (5:51) vom Album „Mensch-Maschine“, Kling Klang Schallplatten/EMI/Warner Music Group 1978; in Deutschland erreichte das Album Platz 12, in Großbritannien sogar Platz 9 der Charts.

25 „Ein Jahr (Es geht voran)“ (2:51) vom Album „Monarchie und Alltag“, EMI 1980; das Album erreichte Platz 37 der deutschen Charts und wird zu den wichtigsten deutschen Rock-Alben gezählt; im Jahre 2001 erhielt es eine Goldene Schallplatte für 250.000 verkaufte Einheiten.

26 Siehe dazu D. J. Shayler, *Skylab: America's Space Station*, London 2001.

labor, einst stählernes Symbol für die Bewohnbarkeit des Weltraums, steht nun für die Unfähigkeit des Menschen, weit genug vor auszuplanen.²⁷ Tatsächlich ging vom Absturz der Raumstation dann keinerlei Gefahr aus. Song wie Titelstory artikulieren jedoch eine gleichermaßen große Skepsis gegenüber einem insbesondere durch die Raumfahrt repräsentierten technoscientistischen Fortschrittsmodell.

Die Annahme, mit dem STS die Pionierphase der Raumfahrt hinter sich zu lassen und den Weltraum in ein alltägliches Betätigungsfeld für eine zunehmende Zahl von Menschen zu machen, war in den 1970er Jahren nicht nur weit verbreitet, wie Nutzungspläne der NASA für ihre Shuttle-Flotte zeigen,²⁸ sie war selbst ein wichtiges Argument, um das Post-Apollo Programm und die mit ihm verbundenen Anstrengungen und Aufwendungen zu rechtfertigen.

Das Space Shuttle wurde in diesem Zusammenhang häufig als „DC-3 der Raumfahrt“ gepriesen. Mit insgesamt 16.079 Stück stellt die Douglas DC-3 das bis heute am häufigsten produzierte Passagier- oder Transportflugzeug dar. Aufgrund seiner Zuverlässigkeit, Robustheit und hohen Wirtschaftlichkeit hatte es bedeutenden Anteil am Aufschwung der kommerziellen Luftfahrt und gilt als Symbol einer „Raumrevolution“, die das Fliegen zu einem festen Bestandteil des alltäglichen Lebens werden ließ.²⁹ Eine neue, unmittelbar bevorstehende „Raumrevolution“, in deren Verlauf die Befahrung des Weltraums zu einem festen Bestandteil des alltäglichen Lebens werden würde, schrieben populärwissenschaftliche Bücher und PR-Kampagnen der NASA nun dem Space Transportation System zu, wenn sie verhiessen, dass „mit der Einführung von Raumtransporter und Weltraumlabor [...] die Raumfahrt eine Angelegenheit der Allgemeinheit“ zu werden beginne.³⁰ Im April 1985 war mit dem US-Senator Jake Garn (*1932) der erste Politiker an Bord eines Shuttles in den Weltraum geflogen, zwei Monate später folgte ihm mit dem saudi-arabischen Sultan bin Salman bin Abdulaziz Al Saud (*1956) ein Prinz, und an Bord der im Jahr darauf explodierenden Challenger sollte Christa McAuliffe (1948–1986) als erste Lehrerin in den Weltraum reisen.³¹ Bereits im Juni 1983 war mit der Astrophysikerin Sally Ride (1951–2012) auch die erste weibliche Astronautin Amerikas in den Weltraum geflogen, im August desselben Jahres folgte ihr mit Guion Blueford (*1942) der erste Afro-Amerikaner ins All.³²

27 Skylab: Am Tag X eine Trümmerschleppe, in: Der Spiegel Nr. 27, 2. Juli 1979, S. 144. Siehe dazu auch: Skylab-Absturz unter Kontrolle?, in: Der Spiegel Nr. 9, 26. Februar 1979, S. 216.

28 Mitte der 1970er Jahre ging man noch davon aus, bis 1983 bereits 92 Flüge in den Weltraum unternommen zu haben. Für die folgenden Jahre wurden jeweils 60 Starts veranschlagt. Siehe dazu H. Hahn (Hg.), D1 – Unser Weg ins All, Braunschweig 1985, S. 49.

29 Siehe dazu C. Asendorf, Super Constellation: Flugzeug und Raumrevolution: Die Wirkung der Luftfahrt auf Kunst und Kultur der Moderne, Wien/New York 1997.

30 W. Büdeler und S. Karamanolis, Spacelab: Europas Labor im Weltraum, München 1976, S. 92 f.

31 Siehe dazu M. E. Byrnes, Politics and Space: Image Making by NASA, Westport 1994, S. 113-146. Sowie C. Burgess und G. G. Corrigan, Teacher in Space: Christa McAuliffe and the Challenger Legacy, Lincoln 2000.

32 K. McQuaid, Race, Gender, and Space Exploration: A Chapter in the Social History of the Space Age, in: Journal of American Studies 41.2 (2007), S. 405-434.

Während sich die Astronauten der 1960er Jahre noch als Piloten und Forscher zugleich hatten betätigen müssen, eröffnete das Post-Apollo Programm in dieser Hinsicht ganz neue Freiheiten. An Bord des Shuttles waren eigens dafür vorgesehene Piloten für die Steuerung des Raumschiffs verantwortlich. Die sogenannten Nutzlastspezialisten, zu denen auch Ulf Merbold zählte, konnten sich hingegen vollständig ihren wissenschaftlichen Experimenten widmen.³³ Diese Trennung von Fliegen und Forschen verdeckte allerdings die ungleichen Befugnisse an Bord, denn die Befehlsgewalt über alle im STS befindlichen Personen und Gegenstände oblag dem Kommandanten, für dessen Amt nur die Piloten des Raumschiffs infrage kamen. Und als Piloten kamen aufgrund der Tatsache, dass es sich beim Shuttle um ein amerikanisches und zudem auch in militärischer Hinsicht höchst bedeutsames Raumschiff handelte, wiederum ausschließlich US-Staatsbürger infrage. Was immer also an Bord des STS, und damit auch des Spacelabs, geschah, entsprach nur bedingt einer hierarchiefreien transnationalen Zusammenarbeit, sondern folgte in letzter Instanz amerikanischer Befehlsgewalt.³⁴

Populärwissenschaftliche Publikationen waren bemüht, das Außergewöhnliche eines Weltraumfluges nicht infrage zu stellen. Das Leben an Bord eines Raumschiffes unterscheide sich „in vieler Hinsicht vom alltäglichen Leben“, wurde hier betont und dabei insbesondere auf den Zustand der Schwerelosigkeit verwiesen. „Dennoch sind die Lebensbedingungen heutzutage schon längst nicht mehr so eingeschränkt wie in den Anfangstagen der bemannten Raumfahrt“, wurde zugleich versichert.³⁵ In seinem Erlebnisbericht erzählte Ulf Merbold ausführlich von den anspruchsvollen Experimenten, die es während der Mission durchzuführen galt. Zugleich aber betonte er den Komfort an Bord des Shuttles, der dem geneigten Leser den Eindruck vermittelte, als habe es sich der Mensch mit Hilfe des STS in den Sternen bereits außerordentlich bequem gemacht.³⁶ Sowohl die PR-Kampagnen der NASA als auch populärwissenschaftliche Bücher und Berichte wie die des ersten „Wissenschaftsastronauten“ Merbold sind in ihrer öffentlichkeitswirksamen Funktion in erster Linie als Verstärker zu betrachten, die die abstrakte Botschaft der Briefmarke faktisch begleiteten und durch konkrete Ereignisse und Prozesse bekräftigten bzw. überhaupt erst mit Bedeutung versahen. Das zeigt nicht zuletzt auch eine Anzeige der Deutschen Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt (DFVLR), die im Spätwinter 1977, also wiederum nur zwei Jahre nach dem Erscheinen der Briefmarke, aber sechs Jahre vor dem Erstflug eines Raumgleiters, in mehreren überregionalen bundesdeutschen Zeitungen erschienen war. In der Rubrik „Stellenangebote“ wurde hier nach „Wissenschaftlern im Weltraumlabor“ gesucht, die „ab 1980 mit dem amerikanischen Raumtransporter zu wissenschaftlichen Aufgaben in den Weltraum starten“ würden. Potentielle Bewerber mussten eine wissenschaftlich-technische Hochschulausbildung vorweisen können – vorzugsweise in „Werkstoffkun-

33 A New Breed of Space Traveller, in: New Scientist, 23. August 1984, S. 8.

34 Siehe The Technological and Legal Characterization of Spacelab, 25. Januar 1977, HAEU, ESA-5630.

35 H. Hahn (Hg.), Unser Weg ins All, S. 102. Siehe auch W. Büdeler und S. Karamanolis, Spacelab, S. 93.

36 U. Merbold, Flug ins All: Von Spacelab 1 bis zur D1-Mission: Der persönliche Bericht des ersten Astronauten der Bundesrepublik, Bergisch-Gladbach 1986, S. 154. Siehe dazu auch H. Hahn (Hg.), Unser Weg ins All, S. 102-111.

de, Atmosphärenforschung, Lebenswissenschaften, Erdbeobachtung/Erderkundung, Astronomie, Sonnenphysik und Technologie“. Ansonsten wurden als Eignungskriterien lediglich verlangt, „nicht älter als 47 Jahre“ alt zu sein, über eine „Körpergröße zwischen 153 cm und 190 cm“, einen „guten Gesundheitszustand“ und „perfekte Englisch-Kenntnisse“ zu verfügen.³⁷

Auch wenn die Bundesrepublik den Großteil der Kosten für das Weltraumlabor trug, konnte sie keineswegs allein entscheiden, wer an Bord des Shuttles mitfliegen durfte. Vielmehr war die Nominierung das Ergebnis intensiver Verhandlungen, in die neben der ESA auch die NASA eingebunden war. Während die internationalen Hintergründe der Ausschreibung ähnlich ausgeklammert blieben wie auf der Briefmarke, trat hier wie da die symbolische Bedeutung in den Vordergrund. Raumfahrt, so suggerierte die Anzeige und schrieb gleichzeitig die Botschaft der Briefmarke fort, würde schon bald zu einem Arbeitsfeld werden, das nicht mehr nur speziell geschulten und ausschließlich dem Militär angehörenden Personen vorbehalten war, sondern zum (beinahe) alltäglichen Betätigungsfeld für Wissenschaftler und Ingenieure zählte. Dass entsprechende Stellenangebote bereits in Zeitungen zu finden waren, versprach ähnlich wie die populärwissenschaftlichen Publikationen, die kanonisch die komfortablen Arbeits- und Lebensbedingungen an Bord des STS betonten, eine unmittelbar bevorstehende Zukunft in den Sternen, von der grundsätzlich niemand ausgeschlossen bleiben würde.

Schlussbetrachtung: Die Zukunft am Abgrund

Wie Ronald Reagans eingangs zitierte Worte anlässlich des Erstflugs des Weltraumlabor deutlich machen, galt das Versprechen einer unmittelbar bevorstehenden Zukunft in den Sternen nicht grundsätzlich. Einerseits wurde die soziale Praxis bemannter Raumfahrt auch in den 1970er und 1980er Jahren noch vorrangig von Männern mit weißer Hautfarbe dominiert, andererseits war sie allein den Staaten der „freien Welt“ vorbehalten. So sehr insbesondere die bemannte Raumfahrt infolge des Apollo Programms als Ausweis von Fortschrittlichkeit und Modernität galt, so sehr stellte sie im Kontext des Post-Apollo Programms weiterhin ein Privileg dar, das nur treuen Verbündeten zuteilwurde und ein Mittel war, um politische Allianzen zu schmieden oder zu bekräftigen.

Das galt für die „freie Welt“ genauso wie für den konkurrierenden Systemgegner und unterstreicht die symbolische Dimension der „Eroberung des Weltraums“, die zu keinem Zeitpunkt von dem historischen Hintergrund des Kalten Krieges zu trennen ist.³⁸ Noch anlässlich seines Erstfluges im November 1983 war das Weltraumlabor von Bundeskanz-

37 Siehe Anzeige der DFVLR [1977], abgedruckt in: H. Hahn (Hg.), Unser Weg ins All, S. 66.

38 W. A. McDougall, ... The Heavens and the Earth: A Political History of the Space Age, New York 1985. Im Rahmen des sowjetischen Interkosmos-Programms waren seit 1978 Kosmonauten aus der ČSSR (1978), Polen (1978), der DDR (1978), Bulgarien (1979), Ungarn (1980), Rumänien (1981), Vietnam (1980), Kuba (1980), der Mongolei (1981), Syrien (1987), Indien (1984) und Afghanistan (1989) mit russischen Raumschiffen in den Weltraum geflogen. Siehe dazu C. Burgess und B. Vis, Interkosmos: The Eastern Bloc's Early Space Program, London 2016.

ler Kohl als ein „Werk des Friedens“ gerühmt worden und auch der US-Präsident hatte in der Direktschaltung mit der Crew des STS betont: „The shuttle is demonstrating that technology can be used to bring people together in a new spirit of enterprise and cooperation to better their lives, ensure the peace of mankind.“³⁹ Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit jedoch bereits einem anderen Weltraumprogramm zugewandt. Am 23. März 1983 hatte Reagan seine Strategic Defense Initiative (SDI) vorgestellt. Sie erfolgte zu einem Zeitpunkt zugespitzter Blockkonfrontation und sorgte in der Sowjetunion und in ganz Europa für heftige Irritationen.⁴⁰ Reagans Ankündigung, mit einem Schutzschild im All den Weltraum selbst in ein Schlachtfeld zu verwandeln, führte nicht nur in der BRD zu hitzigen parlamentarischen Debatten, schürte aber insbesondere hier die Angst vor einer nuklearen Auseinandersetzung.⁴¹ Damit veränderte sich auch die populäre Wahrnehmung des Weltraums, der sich von einem Ort utopischer Versprechungen zu einer Zone des Konflikts und der Konfrontation wandelte.⁴²

Wie ein Titelbild des Spiegels vom März 1981 illustriert, waren es nun nicht mehr Forschungslabore, die den Weltraum bevölkerten, sondern „Killer-Satelliten“ und „Laser-Kanonen“. Den Hintergrund zu diesem Artikel hatten – zwei Jahre vor Reagans sogenannter Star Wars-Rede –, Spekulationen über militärische Anwendungsmöglichkeiten des Shuttles gebildet, dessen Jungfernflug damals unmittelbar bevorstand.⁴³ Obwohl die Mitgliedsstaaten der ESA auf eine friedliche Erschließung des Weltraums pochten und das Spacelab als Instrument des Fortschritts und der Völkerverständigung genutzt wissen wollten, konnten sie nicht verhindern, dass die amerikanischen Verbündeten die gemeinsame Kooperation auch zu militärischen Zwecken gebrauchten. So wurde im Zuge der deutschen D1-Mission, die im November 1985 erstmalig nicht vom NASA-Kontrollzentrum in Houston, sondern vom deutschen Raumfahrt-Kontrollzentrum in Oberpfaffenhofen geleitet wurde, auch ein US-Spionagesatellit ins All befördert, und selbst das Spacelab, das nach seinem Erstflug in den Besitz der USA übergegangen war,

39 Schwindel im All, in: Die Zeit Nr. 51, 16. Dezember 1983; Remarks during a Conference Call with Cancellor Helmut Kohl of the Federal Republic of Germany and Crewmembers of the Space Shuttle Columbia, 05. Dezember 1983, The American Presidency Project, <http://www.presidency.ucs.edu/ws/?pid=4083> (letzter Aufruf am 31. August 2017).

40 Siehe P. Gassert (Hg.), Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung: Der NATO-Doppelbeschluss in deutsch-deutscher und internationaler Perspektive, München 2011; E. Conze, M. Klimke und J. Varon (Hg.), Nuclear Threats, Nuclear Fear and the Cold War of the 1980s, Cambridge 2016.

41 N. H. Reinke, Geschichte der deutschen Raumfahrtspolitik, S. 263; E. Conze, Modernitätsskepsis und die Utopie der Sicherheit: NATO-Nachrüstung und Friedensbewegung in der Geschichte der Bundesrepublik, in: Zeithistorische Forschungen 7 (2010), S. 220-239; S. Schregel, Den Atomkrieg vor der Wohnungstür: Eine Politikgeschichte der neuen Friedensbewegung in der Bundesrepublik, 1970–1985, Frankfurt a. Main/New York 2011.

42 N. Borrmann, The Lost Dimension? A Spatial Reading of US Weaponisation of Space, in: Ders. und M. Sheehan (Hg.), Securing Outer Space, Abingdon 2009, S. 76-90. Die Literatur zur Strategic Defense Initiative ist kaum zu überblicken. Siehe dazu jedoch unter den jüngeren Veröffentlichungen C. Peoples, Justifying Ballistic Missile Defense: Technology, Security and Culture, Cambridge 2010.

43 Aufrüstung im All: US-Raumfähre, Killer-Satelliten, Laser-Kanonen, in: Der Spiegel Nr. 14, 30. März 1981.

sollte im Zuge der Strategic Defense Initiative zu militärischen Zwecken herangezogen werden.⁴⁴

Obwohl das Weltraumlabor bis 1998 genutzt wurde, handelte es sich in erster Linie um ein Produkt des Kalten Krieges. In diesem Kontext repräsentierte es ein Fortschrittsmodell, das in erster Linie von technischen Innovationen und ökonomischem Wachstum geprägt war und das infolge der erfolgreichen Mondlandungen in der bemannten Raumfahrt den Ausweis ultimativer technoscientistischer Leistungsfähigkeit sah. Der hohe Verbreitungsgrad der dem Weltraumlabor gewidmeten Briefmarke der Deutschen Bundespost veranschaulicht, welchen Stellenwert dieses Fortschrittsmodell für die Regierung der Bundesrepublik in den 1970er und 1980er Jahren besaß. Zugleich trug die Marke dazu bei, den Weltraum selbst in die Lebenswelten der Menschen hineinzutragen und ihn als Sehnsuchtsort der Zukunft zu profilieren.

Mit seinen Verheißungen einer zunehmenden Veralltäglichen extraterrestrischer Aktivitäten bildete das Post-Apollo Programm einen spektakulären Gegenentwurf zu den seinerzeit vielbeschworenen „Grenzen des Wachstums“. Wurde diese zu Beginn der 1970er Jahre vom Club of Rome in Auftrag gegebene Studie vielfach als Warnung verstanden, dass das bis dahin gültige industrielle Fortschrittsmodell katastrophale Konsequenzen haben könnte,⁴⁵ zeigte sich das Post-Apollo Programm einem solchen Fortschrittsmodell noch vorbehaltlos verpflichtet. Seine eigenen Grenzen fand dieses Programm jedoch nicht nur in der Entdeckung der „blauen Marmor“, einer einzigartigen und auf viele Betrachter höchst zerbrechlich wirkenden Oase inmitten der Weiten eines dunklen Weltalls. „Das entscheidende Ereignis der Raumflüge besteht nicht in der Erreichung der fernen Regionen des Weltalls oder des fernen Mondgeländes“, so hatte Günther Anders bereits 1970 in seinen „Reflexionen über Weltraumflüge“ postuliert, „sondern darin, dass die Erde zum ersten Mal die Chance hat, sich selbst zu sehen.“⁴⁶ Tatsächlich waren die im Rahmen des Apollo Programms entstandenen Photographien „Earthrise“ (1968) und „Blue Marble“ (1972) rasch zu wirkmächtigen Ikonen einer sich formierenden internationalen Umweltbewegung und Gegenkultur avanciert.⁴⁷ Nicht weitreichende intergalaktische Expansionsbestrebungen, sondern die Sorge um die Zukunft und die Suche nach einem neuen Selbstverständnis als Bewohner des „Raumschiffs Erde“ standen hier im Vordergrund.⁴⁸

Seine Grenzen fand das Post-Apollo Programm auch im Space Transportation System selbst, das sich nach seiner Inbetriebnahme als „zu komplex, zu teuer und vor allem zu

44 In letzter Minute, in: Der Spiegel Nr. 3, 12. Januar 1987, S. 83-85. Siehe dazu auch SDI-Tests im Spacelab, in: Der Spiegel Nr. 35, 26. August 1985, S. 14.

45 Zur Rezeptionsgeschichte siehe E. Seefried, Towards the Limits to Growth? The Book and Its Reception in West Germany and Britain 1972–73, in: Bulletin of the German Historical Institute 33 (2011), H. 1, S. 3–37.

46 G. Anders, Der Blick vom Mond. Reflexionen über Weltraumflüge, München 1970, S. 12.

47 Siehe dazu als zeitgenössisches Zeugnis etwa R. B. Fuller, Operating Manual for Spaceship Earth, New York 1968.

48 Zu „Earthrise“ und „Blue Marble“ siehe R. Poole, Earthrise: How Man First Saw the Earth, New Haven 2008. Zum „Raumschiff Erde“ siehe S. Höhler, Spaceship Earth in the Environmental Age, 1960–1990, London 2015.

riskant“ erweisen sollte.⁴⁹ Als im Januar 1986 das Space Shuttle *Challenger* 73 Sekunden nach seinem Start explodierte, wurde die bemannte Raumfahrt im Westen für mehr als zwei Jahre eingestellt. Und als sie im September 1988 schließlich wieder aufgenommen wurde, stand nicht mehr die wissenschaftliche Erforschung sondern die militärische Ausrüstung des Weltraums im Vordergrund der US-Raumfahrtspolitik.

Die Strategic Defense Initiative wie auch die Challenger-Katastrophe beschworen seit Beginn der 1980er Jahre in zunehmendem Maße die Kehrseite des durch Raumfahrt-Technologie verkörperten Fortschrittsmodells herauf. Statt die Menschheit zusammenzuführen und ihr eine verheißungsvolle Zukunft in den Sternen zu eröffnen, schien Raumfahrt-Technologie nun die Welt in den Abgrund zu führen. Während SDI weitreichende Ängste vor einem unmittelbar bevorstehenden nuklearen Armageddon schürte, wird die Explosion der *Challenger* bis heute zu den größten, technisch bedingten Katastrophen des 20. Jahrhunderts überhaupt gezählt.⁵⁰ Davon kündete seitdem auch die dem Weltraumlabor gewidmete Briefmarke. Gerade, weil sie nicht das Spacelab allein, sondern das gesamte STS zeigte, musste ihre Betrachtung seit 1986 immer auch Assoziationen an das spektakuläre Versagen von Raumfahrt-Technologie wecken.⁵¹

Obwohl Briefmarken wichtige, weil bis in den Alltag hineinreichende Medien staatlicher Identitätspolitik bilden, sind ihre Botschaften – hier das Bekenntnis zu einem auf technischen Innovationen beruhenden Fortschritt – nicht eindeutig. Ihre Rezeption, das zeigen wiederum die Explosion des Shuttles *Challenger*, aber auch die Diskussionen um Reagans Strategic Defense Initiative, unterliegt nicht zuletzt einer Dynamik, die von zeitgenössischen Debatten und Ereignissen beeinflusst wird und dabei gänzlich unabsehbare Wendungen nehmen kann. Während die dem Weltraumlabor gewidmete Briefmarke in den 1970er Jahren noch als Symbolträger für Fortschritt und Völkerverständigung fungierte, stand sie seit den 1980er Jahren auch für die Gefahr kriegerischer Auseinandersetzungen und katastrophaler Unglücke.

49 J. M. Logsdon, zit. nach: Nur Krieg ist riskanter, Spiegel-Online, 7. Juli 2011, <http://www.spiegel.de/wissenschaft/weltall/space-shuttle-nur-krieg-ist-riskanter-a-772768.html> (letzter Aufruf am 31. August 2017).

50 Zur Challenger-Katastrophe R. Houston, *Wheels Stop: The Tragedies and Triumphs of the Space Shuttle Program, 1986–2011*, Lincoln 2013; D. Vaughan, *The Challenger Launch Decision: Risky Technology, Culture, and Deviance at NASA*, Chicago 1996.

51 So etwa die Zeitung „Die Welt“ noch am 28. Januar 2016. Siehe <https://www.welt.de/wissenschaft/weltraum/article151558331/Als-der-Traum-von-der-Raumfahrt-explodierte.html> (letzter Aufruf am 31. August 2017).

BUCHBESPRECHUNGEN

**Horst Dreier (Hrsg.): Grundgesetz
Kommentar, Bd. III: Art. 83–146,
3. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck
2018, 2127 S.**

Rezensiert von
Helmut Goerlich, Leipzig

Der letzte Band der dritten Auflage unter der Herausgeberschaft von Horst Dreier hält – um es gleich zu sagen – das Niveau, das er und seine Vorgängerbände versprochen haben. Dreier kündigt im Vorwort an, dass die vierte Auflage nicht mehr unter der Ägide der Pioniergeneration des Kommentars erscheinen wird. Das Projekt dieses Kommentars, das auf einer Tagung in Gießen im Jahre 1991 aus der Taufe gehoben wurde, hat auch auf Seiten des Verlags nicht mehr den Beistand seines Gründungsvaters, nämlich des Cheflektors Dr. F.-P. Gillig, der aus Altersgründen seinen Rückzug angetreten hat. Der Kommentar folgte von Anfang an dem Programm seiner Väter, stets vergleichende und historische Aspekte in die Kommentierung einzubeziehen, also nicht einem nackten

Verfassungspositivismus das Wort zu reden. Dies wird in allen Abschnitten der Kommentierung einzelner Bestimmungen bis in die Gegenwart durchgehalten.

Gewidmet ist der Band einem seiner Mitstreiter, dem früh verstorbenen Göttinger Kollegen Werner Heun (1953–2017). Heun stellte die Programmatik der Kommentierung in seiner Person ausgezeichnet dar, war er doch neben seiner juristischen Präzision ein begnadeter Vergleichler, Historiker und Literat nicht nur seines engeren Fachs, sondern weit darüber hinaus. Auch trat er durch seine Verlässlichkeit besonders hervor. Im vorliegenden letzten Band ist er mit dem, was er noch selbst aktualisieren konnte, sowie mittelbar durch seinen Schüler Alexander Thiele vertreten, der die nicht mehr fertig gestellten Teile übernahm und manches als Alleinautor neu erstellte. Es geht vor allem um die Vorschriften für das Finanzwesen, aber auch die des Verteidigungsfalles und des Notstandsrechts. Auch andere Teile wurden wie bisher betreut von inzwischen anerkannten älteren Kollegen, also etwa Georg Hermes (Die Ausführung der Bundesgesetze und die Bundesverwaltung), Helmuth Schulze-Fielitz (Die Rechtsprechung), Joachim Wieland (manches aus den Übergangs- und Schlussbestimmungen) und Martin Morlok (vor allem das „Staatskirchenrecht“) sowie Dreier selbst

(vor allem Art. 144–146 – also die letzten Bestimmungen samt der viel beschworenen Geltungsdauer des Grundgesetzes), Hartmut Bauer (sozusagen Vermischtes), während manche ausgeschieden sind, etwa weil sie ein Richteramt übernommen haben oder aus anderen Gründen. Deshalb kam die nächste Generation an manchen Stellen schon zum Zuge, also etwa Frauke Brosius-Gersdorf, Fabian Wittreck oder Ferdinand Wollenschläger mit verstreuten kleineren Kommentierungen.

Die großen Teile sind hingegen diejenigen über den Gesetzesvollzug und die Bundesverwaltung sowie über die Justiz, das Finanzwesen und die organisatorische Seite des Verhältnisses zwischen Staat und Religionen sowie über den Verteidigungs- und den Notstandsfall. Für den fachfremden Nutzer eines solchen Kommentars ergibt sich das Interesse an einem solchen Werk eher aus aktuellen Tagesfragen. Das gilt zwar auch für den am Fall orientierten tätigen Rechtspraktiker, aber der Laie wird sich als politisch interessierter Wissenschaftler oder dem engeren Fach verwandter Nachbar des Verfassungsrechts der Sache dann mit einem systematischen Interesse nähern, wenn die Zeitläufte das ergeben. Dafür bieten die Entwicklungen in manchen Mitgliedstaaten der Europäischen Union Anlass, in denen die dritte Gewalt demontiert und unter exekutivische Kuratel gestellt wird sowie Migrationsprobleme zu erklären, wollten, also sozusagen programmatischen Rechtsverstößen führen.

Das gilt sicher zurzeit für rechtsstaatlich besonders relevante Abschnitte der Kommentierungen, nachdem der Populismus von rechts ebenso wie von links immer wieder Regelungen in Frage stellt, die Ver-

fassungsnormen ergeben. Es gilt zunächst besonders im Rahmen des Abschnitts über die Rechtsprechung für die dort ausgesprochenen Garantien individueller Freiheit und der Gesetzesbindung auch der anderen Staatsfunktionen, also etwa das Folterverbot, die Habeas-Corpus-Garantien, nulla poena sine lege und ne bis in idem. Sie alle sind nicht selbstverständlich, man muss nur um sich schauen. Hinzu kommen die objektiven Garantien der dritten Gewalt, ihrer Unabhängigkeit, ihrer Professionalität und ihrer Kontinuität unabhängig vom Wechsel der Mehrheiten und der Ideologien. Es gilt im Rahmen des Abschnitts über das Verhältnis von Staat und Religion für die kollektive Religionsausübung und ihre institutionellen Absicherungen, für dort wiederholte Diskriminierungsverbote und sonstige Sicherungen geistiger Selbstständigkeit und individueller Selbstvergewisserung. Und es gilt auch in vereinzelter Garantien der Schlussbestimmungen des Grundgesetzes, die verschiedenen weiter vorne in dieser Verfassung ausgesprochenen Gewährleistungen entsprechen, etwa neben einem seinerzeit erforderlichen Schnitt zum Ämterzugang und einer damals angemessen erscheinenden Erstreckung der Staatsangehörigkeit, die beide heute angesichts der Zuwanderung und neuer radikaler Lehren und gewaltbereiter Gruppierungen keineswegs an Interesse verloren haben, bis hin zur Volkssouveränität und autonomen Verfassungsgebung auch über die Zeiten hinweg. Sie alle sind zugleich die Basis vieler einzelner institutionell orientierter Garantien in den Regelungen über die Verwaltung, das Finanzwesen, den inneren und den äußeren Notstand sowie des Verteidigungsfalles.

Insbesondere in Zeiten der europäischen Integration, der Schaffung einer gemeinsamen Währung, der kaum mehr abzuweisenden Solidarität der europäischen Staaten angesichts einer mehr und mehr destabilisierten Nachbarschaft, einer mit greifbaren Konsequenzen unabweislich beschädigten Umwelt und vom jeweils unterschiedlichen, aber doch sehr virulenten Populismus erschütterten Partnern und Freunden, ist es wichtig, sich gelegentlich zu vergegenwärtigen, in welchem Maße das Grundgesetz nicht nur in seinen jüngeren Anpassungen, etwa auch durch eine Schuldenbremse, sondern schon früh und kontinuierlich suchte und sucht, im Sinne einer stabilen und friedlichen Ordnung gegenzuhalten, gegen den Strom vergangener und künftiger Zeiten, oft in einer erstaunlichen Voraussicht und unerschrockenen Klarheit.

Der Band schließt damit das große Projekt einer handlichen, aber dennoch vertieften und über die Rechtswissenschaft als dogmatische Disziplin hinausreichenden Kommentierung ab. Auch nachdem dieses Projekt schon früh zum Muster vom Volumen her vergleichbarer Kommentierungen im Verlag Vahlen und jetzt in der jüngsten Auflage im Mutterhaus dieses Verlages, also im Beck-Verlag, wurde, ist das Original als Muster besser als die Nachahmung, auch nachdem dort die Herausgeberschaft durch richterlich-akademische Verfassungsprominenz aus Karlsruhe veredelt worden ist. Dieser Wechsel erinnert daran, dass es Dreier verwehrt wurde, Richter des Bundesverfassungsgerichts zu werden. Es ist also diese Episode gewissermaßen im Nachspiel vom konkurrierenden Verlagsverbund noch einmal getoppt worden. Das tut indes nichts zur Sache: Richterwahlen

sind auch in einem System der Zweidrittelmehrheit, wie sie in Deutschland für solche Wahlen glücklicherweise gefordert ist, oft ein rational kaum nachvollziehbares, vom Zufall bis zur Intrige reichendes Spiel, das nichts Negatives über die Qualität der vorgeschlagenen, dann aber nicht zum Zuge gekommenen wissenschaftlichen Kollegen aussagt, zumal, wenn sie von so hoher wissenschaftlicher Qualität sind, wie dies bei Horst Dreier der Fall ist. Die zum Zuge Gekommenen mögen ausgezeichnete Richter geworden sein, was sich im vorliegenden Falle nicht bestreiten lässt. Abgesehen davon, dass sie eine halbe Generation jünger sind, nimmt das indessen der wissenschaftlichen Arbeit des unterlegenen Kollegen nichts. Und so liegt es hier: „Der Dreier“, also der Kommentar, um den es hier geht, ist geblieben, was er war, auch in der dritten Auflage: Der beste Kommentar seiner Art zum Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. Das muss man so sagen, obwohl dieses Urteil für die Nachfolger in Herausgeber- und in Autorenschaft zugleich eine gewisse Belastung darstellt; das ist aber der Preis, den die jüngere Generation immer zu gewärtigen hat, wenn sie ein Projekt ihrer Lehrer und Lehrerinnen übernimmt. In diesem Sinne wird man in einigen Jahren sehen, wie diese Aufgaben bewältigt werden. Einen Vorgeschmack gibt es schon nach dem Tod von Werner Heun als dem großen Autor dieses hier angezeigten dritten Bandes vor allem neben Helmuth Schulze-Fielitz, der angekündigt hat, sich überhaupt aus der wissenschaftlichen Produktion zurückzuziehen: Diese Erbschaft ist indes schon jetzt bei Alexander Thiele in guten Händen.

Bakhtawar M. Jain: China's Soft Power Diplomacy in South Asia. Myth or Reality?, Lanham: Lexington Books 2017, 153 p.

Reviewed by
Hartmut Elsenhans, Leipzig

B.M. Jain's book critically examines China's foreign policy and foreign economic strategy in her so-called "palm", the five territorial fingers which she purports to dominate: Ladakh, Nepal, Sikkim, Bhutan, Arunachal Pradesh, and the island states of Sri Lanka and the Maldives.

The point of departure consists in an examination of the sincerity and the consistency of Chinese soft-power in Pakistan and other minor states in the region.

A coherent and consistent argument is put forward: China's adoption of a soft power approach in its relations to these weaker states has been necessitated by the clear limits set on Chinese hard power by, first, the existence of India and, second, the United States' determination to preserve the balance of power in the region. Nonetheless, China's soft power approach has proven successful, because it is accompanied by massive economic transfers based on Chinese economic achievements of the last four decades. China's balance of trade surpluses furnish her with the resources for financing economically weaker states, which in some cases has led to a relationship of excessive indebtedness and even dependence.

That said, China's use of soft power is contradictory, because China's internal institutional and social configurations block the kind of democratic mechanisms through which a Chinese civil society might emerge. Only the existence of such a "civilized" civil society would provide a durable basis for a restraint of Chinese hard power and thus credibility for China's soft-power approach.

The book's methodology is convincing: it takes an essentially realist approach which identifies the interests, and their interpretations, of the region's competing power elites. In this way, historical, cultural and ideological dimensions are integrated: powers interpret their interests in the light of their experiences and present them on the basis of their perceptions of their capacities to rally external and internal support.

The instrumentalisation of a civilized soft power foreign policy is more effective if the relationship between the applying power on the one hand, and the target governments and societies on the other, is characterized by a high degree of trust. Trust is strengthened if soft power politics are coherently represented, socially and culturally embedded in the internal political process, linked to the importance of a civilized local civil society, and consistently pursued over time.

As the world's biggest democracy, India ticks most of these boxes. It is worth noting here that, to outside observers, the internal political process of India is much more transparent than China's, not least because of the quasi-absence of language barriers for elites in neighbouring countries, most of whom have a colonial or semi-colonial past under the British.

Yet China enjoys a basic superiority because of its economic resources and also because of a more historically consistent application of hard power when compared to India. Indeed, this book is highly critical of inconsistencies in the foreign policy of the new BJP government.

This method of combining analyses of interests and perceptions is highly redolent of the masterly account of pre-World War I German foreign policies by Eckart Kehr. Norms, values and convictions cannot be separated from interests, but are developed on the basis of their compatibility with interests. From this starting point, it is possible to show that Indian foreign policy in the region is compatible not only with Indian interests but also with a social structure which underpins and drives a projection of Indian power in the realm of foreign policy. India's best strategy, it seems, consists in exposing the contradictions of Chinese soft-power projection in the region.

For Indian foreign policy makers, this entails a harmonization of resistance against Chinese expansionism with a degree of co-operation in order to achieve an acceptable balance of power. The chances for such an endeavour are far from negligible: despite its commitment to encircling India, which is most glaring in China's continuous support for Pakistan. China has not thus far done anything to fundamentally endanger Indian power, resources or assets. For example, China did not intervene in the Bangladeshi war of independence despite her opposition to the separation of the two Pakistans (p. 69).

Based on this theoretical framework, the book offers a succinct but exhaustive analysis of the motives, instruments and results

of China's foreign policies vis-a-vis the minor South Asian states. There is a focus on the boundary question between China and India and military relations with respect to Pakistan, but the emphasis lies especially on the economic relations between China and all these states.

From these empirically rich descriptions, B. M. Jain offers very nuanced conclusions: China's aim is to encircle India and to mitigate her influence in the region, but without risking serious escalation or direct military confrontation. This is a kind of great power politics reminiscent of the first half of the 19th century after the Vienna Congress. Both China and India try to improve their positions in this game by using a variety of soft power instruments, such as cultural prestige, but especially economic leverage. In adopting such measures, China has borrowed extensively from Western analyses of soft power. Yet China has not been able to adapt its internal political setup, institutions and power relations between social groups in a way that might render these instruments of soft power credible. The self-identification of post-Mao China in a combination of nationalism and an emphasis on traditional Chinese culture has not proven particularly successful in generating mass support: "[I]t is a myth that China can transform its traditional culture into universally desirable goals (...) China's soft power resources have not proved adequate at producing desirable outcomes in cost-effective terms because of inherent contradictions in China theory of soft power and its practice" (p. 141). China's charm offensive was attractive only for smaller powers and can be effectively met by India because

of her superior resources in other types of soft power.

However, this requires clear strategies from the Indian government, which B. M. Jain considers conspicuous by their absence in India's current attempt to simultaneously ride two horses. The Modi government tries to improve relations with China in order to attract direct investment for a market-based modernisation of the Indian economy, but at the same time announces its determination to maintain India's borders as final, even though these were renegotiated with China under pressure by the colonial raj at the beginning of the 20th century.

And so this book is ultimately a plea for a more consistent use of India's assets in soft power, and for greater support for India from like-minded (predominantly Western) allies in a policy of containing China, again with soft power instruments. This conclusion is not explicitly formulated, but it is evident in many criticisms of the current Indian government, and it is further supported by an evaluation of India's resources, which are considered highly suited to such a policy.

Neil Wilcock / Corina Scholz: Hartmut Elsenhans and a Critique of Capitalism. Conversations on Theory and Policy Implication, Basingstoke: Palgrave Macmillian 2016, 184 p.

Reviewed by
Daniel S. Leon, Leipzig

Neil Wilcock and Corina Scholz take an unconventional approach to making the works of an unconventional political economist – Hartmut Elsenhans, emeritus professor of international relations at the University of Leipzig – accessible to a wider public. This consists in having Elsenhans explain his theories on capitalism and economic development through a series of interviews. Such approach allows Elsenhans to explain the content and policy implications of his wide-ranging works in political economy to audiences that may lack strong backgrounds in Keynesian, Marxian and neoclassical macroeconomics. Although Elsenhans relies heavily on the Keynesian tradition to explain, say, persistent economic crises in the Global North or why foreign aid and NGOs will not meaningfully achieve economic development in the Global South, he takes a rather unorthodox or unconventional approach. Wilcock and Scholz with this book succeed in taking the reader through Elsenhans foundational politico-economic concepts of rent, marginality and his historical definition of capitalism, along with their policy implications.

The wide-ranging interview with Hartmut Elsenhans produced eleven compact chapters. The introductory chapter succinctly explains the important contribution of Elsenhans' politico-economic theories to the debates on macroeconomics and development, while recognizing that, as one critical reviewer of his work put it, "[t]he complexity of his language reflects the complexity of his line of argument [...] the reader must be as well-read as the author" (p. 2). It would be a pity for his theoretical contributions to reach too narrow an audience due to its complexity, which gives credit to Wilcock and Scholz initiative of putting together this book and in English instead of German. This book is a great resource for instructors of undergraduate courses in international/global political economy or development economics, as a supplement to graduate-level courses in these areas and to everyone interested in gaining insights into a modern critique of capitalism and economic policy, which one cannot place squarely in the "left" or in the "right" of the political spectrum. Chapters two and three each deal with the politico-economic concepts of "rent" and marginality." Both foundational concepts work in tandem in Elsenhans' theories of capitalism and economic development. Rent is a surplus derived from power relations, like oil revenues (p. 13) or intellectual property patents (pp. 168-69). Marginality is the sector of the population in pre-industrial societies that produces less than it consumes, which means that they would starve without solidarity networks like the extended family—hence the importance of this institution in the Global South—or distribution of economic rents by elites (pp. 31-34). Based on Elsenhans' theories, the

presence and politico-economic dynamics of these two factors is critical to explain the difficulties of transitioning to capitalism in the Global South—and why it was a historical accident in the Global North. The second chapter on "rent," moreover, explains two aspects enriching Elsenhans' insights on global political economy. The interview in this chapter shows that experiences in the policy world and not just academic conferences and workshops enriched his theoretical concepts. Additionally, when discussing the concept of rent – as with other concepts – he separates moral from economic arguments, which are too often intertwined in discussions of economic policy.

The next seven chapters further discuss Elsenhans' theoretical concepts, but also explore their policy implications. In this regard chapters four and five focus on how countries in the Global South can successfully transition to industrialized capitalism. In chapter four the discussion centres on policies that distribute rent revenues produced by these set of countries to increase mass incomes, which stimulates consumption and incentivises economic growth. This goes beyond stimulating demand by printing more money like, "[t]he typical Keynesians, those who think they are Keynesians, like Stiglitz and Krugman" (p. 47). In Elsenhans' view, the state must increase mass incomes by creating jobs through state spending, which allows for the empowerment of labour—the hallmark of capitalism according to Elsenhans. Chapter five furthers this previous discussion at the international level.

Chapters six and seven discuss in detail the policies leading to the crisis of capitalism in the Global North and why such

economic system came about. Chapter six discusses the crisis of capitalism in general but gives special attention to the Eurozone and German economic policies. Elsenhans points to a misunderstanding of what money is as the source of woes caused by economic policies. The interviews with him elaborate on his understanding of money and its relation to productivity by explaining that money does not preserve value, like neoclassical economists suggest, but that it is a claim on value. He explains that saving money for a rainy day, which in German macroeconomic policy refers to maintaining a foreign trade surplus, hurts productivity today and does not guarantee productivity in the future. Hence, the crisis of capitalism is in a great part due to prioritizing savings instead of consumption, which for him the latter is a key element of economic growth. The discussion in chapter seven elaborates on his historical conceptualization of capitalism. It would not surprise economists reading this far that he draws heavily from the Keynesian tradition, but the discussion is particularly interesting for international political economy scholars and students as he provides well-founded criticisms of world systems theory (from the likes of Immanuel Wallerstein) and other theories that link exploitation to capital accumulation. Elsenhans asserts that exploitation and imperialism is a reality, but it does not account for capitalism, and scholars that make such a claim have not developed any significant theory on how capitalism develops.

Chapter eight once more differentiates moral from economic arguments; NGOs may do good work, but their impact on economic development is insignificant.

This is because for Elsenhans overcoming underdevelopment requires structural changes that only an interventionist state can perform. Chapter nine goes into detail on the policy implications of his theories on Europe's current woes, while reminding the reader of the politico-economic history behind the EU's international relations. Chapter ten argues on the importance of socioeconomic factors behind identity movements in global politics like the Arab Spring and Marie Le Pen (the interviews took place before the Trump-era, which is why this identitarian movement is missing from the interviews). Finally, chapter eleven concludes the book by discussing issues that Elsenhans has not written upon like his rationale for supporting minimum wage legislation. He talks about the influence of East Asian philosophies on his life and way of thinking and that developing his own theories on capitalism and development impeded him from becoming a well-known scholar internationally, as he was not part of any major academic networks or adhered to any mainstream school of economic thought. One could challenge this last remark since Keynesian thought is clearly central in Elsenhans' theories.

All in all, this book provides insight into a wide range of theoretical and policy discussions from an unorthodox political economist that greatly contributes to timely debates on economic development policy and political economy.

Rita Chin: The Crisis of Multiculturalism in Europe. A History, Princeton / Oxford: Princeton University Press 2017, 363 p.

Reviewed by
Marian Burchardt, Leipzig

In this book, Rita Chin tries to understand what is behind the statement, frequently made by politicians across Western Europe especially since 2010, that multiculturalism has failed. In order to do so, she suggests that it is necessary to trace how multicultural societies emerged in Europe in the first place.

Chin's study places the beginning of multicultural Europe at the emergence of the post-World War Two political and social order with the first large-scale immigration of people of non-European origin. Following the introduction in which Chin situates her analysis in the context of ongoing political debates on immigration and diversity, the authors takes the reader on a huge interestingly journey through histories of immigration, the politics and economics that have shaped the different phases of these histories as well as the political and larger public discourses whereby political actors have conceptualized immigration, nationhood, diversity and multiculturalism. Focusing on the UK, France, Germany and to a lower degree the Netherlands, Chin shows how immigration emerged from the different historical scenarios of these countries after World

War Two forging two basic patterns: one in which imperial and colonial histories shaped routes of migration, institutional pathways of recognition and nascent forms of coexistence (Britain, France and the Netherlands); and another one in which immigration resulted from the need for labor (Germany). In many cases, politicians' attitudes towards questions of migration and integration had to do with their location within the political spectrum, with left-leaning politicians usually favoring policies that promoted immigrants' rights and conservatives arguing for tight immigration controls and promoting discourses that championed national cohesion and warned against national fragmentation. However, skillfully moving between different political and levels, historical periods and regional subnational scenarios, Chin shows that this was not always the case and that there was variation. In particular, leftist politicians' support for migration was sometimes qualified by concerns over workers' rights and social justice. Left-liberals, in turn, have become over the last decades more hesitant to support migration as discourses about the lacking support of migrants, in particular Muslims, for liberal values and rights became more entrenched.

While the book provides a welcome historical contextualization for many of the ongoing social scientific debates on migration and offers a host of interesting data, it does little to bring more clarity into the often convoluted debate on multiculturalism. Chiefly, Chin fails to provide some working definitions and permanently shifts between descriptive, political and normative uses of the term multiculturalism. Thus, she describes processes of

institutional change – changes in citizenship regimes, the granting of certain rights to immigrants etc. – as multiculturalism, but treats polemical discourses on immigration and multiculturalism in the same way. But what does it actually mean when German chancellor Merkel declares multiculturalism as a failure although, as Chin also notes, the country never had an official policy of multiculturalism? The consequences of such pronouncements are surely different from those resulting from changing laws. However, the author repeatedly confuses these levels, failing to distinguish between multiculturalism as a political buzzword and a combat concept, and multiculturalism as a lived reality or a legal regime.

These confusions lead her to unconvincing conclusions, e.g. that multiculturalism was already beginning to be dismantled before it was even installed. In addition, throughout the book the author identifies moments or periods in which the politicization of immigration and multiculturalism was advanced, entrenched, fully established, or again on the rise. But it rarely becomes clear how these periodizations are helpful in understanding the problem, and more often they seem somewhat arbitrary. In the later part of the book, the narrative is that Western Europe is constantly moving towards a right-wing, anti-immigration position. While the evidence supports that argument, it does not really live up to the complexity of social science debates on that issue.

There is one broader problem in the book that is more directly related to its topic. In several chapters, Chin suggests that racialized political thinking was banned from European political practices and vocabu-

larities after World War II and the Holocaust but that it returned in the guise of an increasing emphasis in public discourse on the cultural distinctness of immigrants. The idea is that there has been a rise of the argument that immigrants are inherently and permanently different, not because of their biology but because of their “culture” and religion and that this difference provides unsurmountable obstacles to their integration into Western societies. In other words, according to Chin’s reading the discourse on the presumed incompatibility of Western modernity and immigrant cultures, in particular Islam, excludes immigrants in forms that are similar biologically based racisms. In fact, she even suggests that Merkel’s dismissal of “multiculturalism” provides the ground for “social apartheid”.

Not only is this wrong and there is no evidence for it. This argument also collides with her claim that immigrants have the right to cultural difference and thus are to some degree culturally different. It is unclear whether cultural difference is actually an element in a discursive strategy deployed by nationalist, anti-immigrant politicians, or something existing and in need of recognition and regulation. The problem is that Chin does not distinguish between the nationalist notion that cultural differences exist but are undesirable, the political strategy to exaggerate them, and the claim that they would – rightfully – exist weren’t they suppressed. The underlying problem is that, except for the section on “secular Muslim women”, immigrants have no voice in this book. It presents the notion of a “unified Islam” as an essentializing, orientalist trope of Western political discourse and ignores the fact

that this is actually a project pursued by Muslims across the world. The reliance on the voices of Western political commentators limits the book's remit to "talk about multiculturalism" whereas the lived reality of it remains muted. The book's value lies, in my view, therefore in the detailed description of moments of immigration history rather than in the narrative it offers.

Bea Lundt / Christoph Marx (eds.): Kwame Nkrumah 1909–1972. A Controversial African Visionary (= Historische Mitteilungen, Beiheft 96), Stuttgart: Franz Steiner 2016, 208 p.; Ulrich van der Heyden: Kwame Nkrumah – Diktator oder Panafrikanist? Die politische Bewertung des ghanaischen Politikers in der DDR im Spannungsfeld der deutsch-deutschen Konkurrenz in Westafrika, Potsdam: WeltTrends 2017, 86 p.

Reviewed by
Katharina P. W. Döring, Leipzig

Kwame Nkrumah was born in 1909 in a small village in the southwest of the Gold Coast, then still under British colonial rule, and became the first president of Ghana, when the country gained independence in 1957. In his politics he followed the ideals of African socialism, Pan-Africanism and non-alignment, but his visions turned into an autocratic governing style and in 1966 he was removed from office in a military and police led coup d'état when he was on his way to Hanoi for a state visit.

He died in exile in Bucharest in 1972. An edited volume and a monography explore the depth of this historical figure.

The volume "Kwame Nkrumah 1909–1972. A Controversial African Visionary" is edited by Bea Lundt, Professor of History at the European University of Flensburg, and Christoph Marx, from the Historical Institute at the University of Duisburg-Essen. It is structured into three parts. The first, "Visions and Politics", explores the ideological and philosophical influences of Nkrumah as well as his ambitions to spread his ideas. The second part, "Opposition and Coup", appraises the political cleavages in pre- and post-independence Ghana, policies under Nkrumah as well as the circumstances that led to the coup in 1966. The third part, "Evaluation and Memory", focuses on the political and national legacy of Nkrumah.

To look at the chapters in more detail: The first part on "Vision and Politics" opens with an exploration of the intellectual relationship and personal friendship between Kwame Nkrumah and George Padmore, the influential anti-colonial and Pan-African intellectual, who even served as Nkrumah's special Advisor on African Affairs after Ghana's independence (Arno Sonderegger). The introduction of this particular person in Nkrumah's life and thinking is followed by a chapter on a significant place: the "Ideological Institute' at Winneba" (Kofi Darkwah). The institute was envisioned by Nkrumah to teach his understanding of political theory and was opened in 1961. Until it closed in 1966 it had trained hundreds of students from diverse social and regional (even international) backgrounds in economics, history or philosophy, but first and fore-

most “Nkrumahism”, Nkrumah’s version of African socialism. The last chapter in this (first) part discusses the social and political struggles of women during the Nkrumah years (Cyrelene Amoah-Boampong). It argues that women and women’s organisations played an important role in Nkrumah’s politics, not only from an ideological point, but actually held some positions within the government, as the three female ministers he appointed to his cabinet shortly after independence.

The chapters of the second part “Opposition and Coup” assess in more detail the party politics and policies under Nkrumah. The opening chapter of this part deals with several opposition groups and parties to Nkrumah and his Convention People’s Party from before independence to 1960, when he had effectively transformed Ghanaian politics into a one-party system (Kwame Osei Kwarteng and Mary Owusu). The chapter reveals the competition between different visions for independence and the direction of the future nation state Ghana from 1951 onwards. The main disagreement between the liberal-conservative fractions, who aimed at a gradual transition from British to self-rule and preferred more market-oriented “Western”-aligned politics, and the Nkrumahists’ left-leaning African socialism prevailed even far beyond the end of Nkrumah’s government and are taken up as well in later chapters in the volume (see e.g. the chapters by Felix Müller and Carola Lentz). The following chapter examines the period before this, from 1948 to 1951. It explores in detail the origins of these opposition(s) and analyses the forming of different narratives on the events leading up to independence (Nana Yaw B.

Sapong). Thereafter, the focus shifts to a specific policy area under Nkrumah, the “Agricultural Development of Northern Ghana” (Samuel Aniegye Ntewusu). This part closes with a chapter on the 1966 coup that removed Nkrumah from office (Jonathan Otto Pohl). Mainly based on declassified documents from the CIA and US State Department the focus is on the role of the US in the coup.

The final part, “Evaluation and Memory”, opens with an analysis of different assessments of Nkrumah’s legacy by Ghanaian intellectuals between 1970 and 2007/8, that ranged from condemnation to rehabilitation and eventually even outright worship (Felix Müller). This is followed by an analysis of the political struggles and public debates that surrounded (and continue to do so) the Nkrumah Statue (Carola Lentz). This part (and indeed the book, as there is no conclusion) ends with a chapter on the visions and politics of modernization within a “Technological Nationalism” that started under Nkrumah with visions of a great leap forward, among others symbolised by the ambitions to harness nuclear power for energy production in Ghana (Harcourt Fuller).

The authors of the edited volume closely reconstruct politics and contestations around the different topics through a detailed examination of actors and their entanglement within events and broader developments. The reader is offered an analysis of the complex multi-faceted struggles and negotiations of the different actors that were part of the politics before and after independence in Ghana and gives insights into ongoing struggles around the consolidation and writing of this very history. Further, the edited volume is a com-

pilation of vividly reconstructed aspects of the politics and vision as well as the legacy of Nkrumah that while taking their vantage point in one particular historical figure, offer much insight on the struggle for decolonisation in Africa as well as the continued impact of this historical experience on a country entangled in international politics.

In the second book under review here, Ulrich van der Heyden, lecturer at the Free University of Berlin and the Humboldt University of Berlin, discusses the political appraisal of Kwame Nkrumah in the German Democratic Republic (GDR) against the background of the competition between the Federal Republic of Germany (FRG) and GDR in West Africa.

The monography "Kwame Nkrumah – Diktator oder Panafrikanist?" opens with a discussion of the reception of the African independence aspirations and movements within the GDR (chapter 1). This is followed by a contextualisation of Nkrumah's politics within an environment of German-German competition in West Africa and their diverging interests (chapter 2). The following chapters address the perception of Nkrumah in the general public of the GDR before (chapter 3) – and after – the 1966 coup (chapter 6), the post-Nkrumah era and the two German states (chapter 4) as well as hopes for a return of Nkrumah to Ghanaian politics (chapter 5).

The last two chapters address specific examples of GDR-Ghana relations and the way the politics of the FRG impacted them. Two cases in point are difficulties surrounding the award ceremony in Berlin to bestow Nkrumah with the honorary doctorate at the Humboldt University of Berlin in 1961 and some years later the

back and forth to award him the honorary senator of the Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Both cases of GDR-Ghanaian cooperation have so far received little attention, but also showcase the impact of German-German tensions in Africa on these relations. The last chapter addresses the controversy around the GDR secret service officer Jürgen Rogalla that had been sent to Ghana on invitation of Nkrumah to help establish the Bureau of African Affairs, which most likely had the aim to support Ghana's Pan-African foreign policy as a kind of secret service institution, by providing the necessary intelligence tools (chapter 8).

The monography does not only contribute to the large corpus of literature on Nkrumah, but also to the far lesser body of publications on the relations between the GDR and Africa, and here in particular, Ghana. It is published in German as a small booklet of 86 pages, which makes it probably very accessible to a readership beyond the usual expert circles. In that line of reasoning it would have been useful to add a time line of events in an appendix, as the topic-centred chapters do not lend themselves to an easily identifiable chronology and the chapter titles do not suggest an immediately apparent order.

Be that as it may, the detailed depiction of the actors and events in van der Heyden's account of Nkrumah's politics vis-à-vis the German-German rivalry is insightful and stimulating to read. The book is strongest in its reconstruction everyday events that almost casually reveal broader international political currents of the time.

For example, when he writes about a visit by the FRG ambassador to Nkrumah in April 1965. Apparently, the ambassador

had written home to the Federal Foreign Office that he was overjoyed to see that while with him there was also a representative of the GDR waiting to see Nkrumah, he was welcomed to the VIP waiting room, and did not had to sit like the other in the common waiting area and was also invited in to Nkrumah's office brief minutes after his arrival – walking past the GDR representative, as he still had to wait. What the diplomat did not know at the time the GDR representative did indeed have his conversation with the Ghanaian president later, but that it took far longer and was more detailed than anticipated and ended with a picture taken for the press of this visit; a detail that greatly annoyed the FRG delegation (p. 22).

Throughout the book such anecdotes illustrate the everyday diplomatic ramifications of the German-German rivalry in Accra and, as in this example, the consequences of the Hallstein-Doctrine of the FRG (that aimed at undermining any diplomatic or official recognition of the GDR). Small events and actions were interpreted at times very differently by the delegation of the two Germanys as well as the Ghanaian politicians. Van der Heyden has a light-hearted way of telling these stories, that form part of a larger rivalry not just between the two Germanys, but also – as emerging in those years – between the US and the Soviet Union. Yet, these manifestations of larger politics within day-to-day diplomatic affairs that seem almost comic, had very tangible consequences for the first independent African country and its president, who was still new to managing international politics.

As Jonathan Otto Pohl argues in his chapter on the 1966 coup and US's role in the

edited volume, this German-German foreign diplomatic rivalry was only one facet of a system of international politics. The other was the involvement in and rather active welcoming by the US government under President Johnson of the 1966 coup that ended Nkrumah's presidency. Within the context of the Lumumba assassination in Congo or the removal from power of Sukarno, the first president of independent Indonesia, it was just one of many foreign power interferences throughout post-colonial countries during the so-called Cold War, that turned hot in many of them. The superpower rivalry in the region was based on a narrow understanding of geopolitics as a zero-sum game, facilitating the scrambling for an Africa in the wake of independence. In this respect the two books are strong accounts of the myriad entanglements between local, national, transnational and international politics.

Ulf Brunnbauer / Klaus Buchenau:
Geschichte Südosteuropas,
Ditzingen: Reclam 2018, 511 p.

Reviewed by
Maria Todorova, Urbana-Champaign

Textbooks in the Anglo-Saxon world do not bring tenure. They don't even figure as legitimate items in one's research profile. At best they can bring some money. They are almost always a de facto anonymous undertaking, collaborative but so standardized stylistically, that the authors' per-

sonal voices have all but disappeared. There were a few exceptions like Leften S. Stavrianos, who wrote his magnificent and magisterial “The Balkans since 1453” (1958), after which he retired in practice from active research (much to the chagrin of professional historians who admired his acute analytical gifts alongside his narrative talents). Following his best-selling “A Global History: From Prehistory to the 21st Century” (1970), he entirely turned to the textbook industry, producing respected world histories and collaborative cultural histories on practically every corner of the earth.

It was not always so. In the nineteenth century and until a few decades after the Second World War new courses introduced at universities were materialized in textbooks that counted as the culmination of one’s scholarly career. It is still the case in Europe where surveys and textbooks are still a respected individual or collaborative achievement. Not surprisingly, Germany, which houses the most important research institutions of the Balkans outside of the region, has produced a number of outstanding surveys. Only in the last few years, following a robust tradition, at least three excellent volumes have come out: the remarkable “Lexikon zur Geschichte Südosteuropas” (2016, over 1100 pages, reviewed by me in *Slavic Review*, 76, 3, Fall 2017), the equally distinguished “Geschichte Südosteuropas”, edited by Konrad Clewing and Oliver Jens Schmidt (2011, 835 pages in very small font), and the noteworthy “Südosteuropa: Weltgeschichte einer Region” (2016) by Marie-Janine Calic. The first two are compendia by the best experts in their respective sub-specializations, the third is a single-authored view

of the region through today’s fashionable lens of world history. All three belong to the genre of broad, and in the case of the first two, encyclopedic surveys. They are difficult, however, to adopt as textbooks.

It is against this background that one is to evaluate the reviewed work. What distinguishes the present volume is that it belongs to a slightly different genre: it is unabashedly a university textbook, and it is a good textbook. Buchenau and Brunnbauer are both professors at the University of Regensburg, the latter also director of the Leibniz Institute for East-and South-east European Studies. The volume itself is much briefer (the circa 500 pages are in large font), readable and devoid of the usual academic apparatus, such as footnotes and exhaustive bibliography. The suggestions for further reading at the end are exclusively German with a few sprinkles in English.

The philosophical, theoretical and methodological premises, as outlined throughout, but summarized in the preface and introductory chapter “South-East Europe and its History,” are exemplary (especially insofar as this reviewer shares them). There is a spirited defense of regional history as *Beziehungsgeschichte* (history of relationships). The stated goal is the de-exoticization and thus normalization of the Balkans, its treatment as an integral element of European history. The attention to Southeastern Europe is justified by the belief that often general developments attain a greater clarity in the periphery. The choice of “Southeast Europe” over “the Balkans” is made because of the allegedly lesser burden of this designation, but also because of the choice to include Hungarian history. This makes sense given the

attention given to Habsburg influence. Welcome is also the inclusion of Modern Turkey. The volume follows throughout a thematic rather than country by country approach, allowing to emphasize typological similarities but also outline differences. The argument is developed in five consecutive parts. "The pre-modern legacy (to 1800)" – is a concise and useful overview of the several consecutive and contending imperial and state legacies in the region: ancient, the medieval heritage of Bulgarians, Croats, Serbs, Hungarians, Albanians and Romanians, Venetian and Habsburg legacies, and mostly the legacies of the Byzantines and the Ottomans. As a whole, a proper distinction is made between structural vestiges and memory but in the case of the millennial Byzantine legacy, it is depicted as a static model and there is a teleological opposition to a putative "Western model." "The 'long' 19th century: state-building and new conflict constellation" focuses on the creation and structure of new states and convincingly weighs the internal motives of the new seceding elites against great power meddling. The formation of national identities is assessed through the most up-to-date theories of nationalism. The success of the societal transformations – urbanization and industrialization – proved much slower and more controversial. Still, even in this respect, the Southeast was not unique compared to other European peripheral regions. However, the authors point to a Balkan specificum, the popular distrust of the state and low acceptance of formal institutions. "World War One and interwar: the long war shadow" appropriately addresses the negative stereotypes, especially in the German space, about the putative

blame of the region and specifically Serbia for the outbreak of the Great War.

The last two parts, from the Second World War to the present, amount to almost half the coverage. "Fragile modernity: World War Two, postwar, and Cold war" appropriately begins with the 1944 Moscow percentage agreement. Since this is the most detailed section, it gives a country by country political overview. Solid is the treatment of the relationship between nationalism and communism, and the analysis of socialist industrialization, urbanization, education, women's emancipation and rising consumerism is especially strong. "Precarious re-Europeanization?" deals with the transformations after 1989. "Return to Europe" was, of course, an emic call, but one would have expected a more deconstructive attitude. Was the era of communism non-European? The central aspect here is Yugoslav disintegration. It is delivered with praiseworthy balance if, at moments, with excessive detail. Yet, this is warranted not only because it is what continues to attract most interest (I can corroborate this from my own teaching) but also, given the ongoing debates about the alleged "guilt" of Germany, it needs (and is given) an informed reading. One cannot but agree with the gloomy verdict on the ambivalent results of the social and cultural transformations, the demographic crisis and post-communist nostalgia for the former socialist countries, as well as the catastrophic economic collapse for Greece and the rise of autocratic rule in Turkey. The epilogue "South-East European History and Future" ends on a melancholic note.

This is, in every respect, a successful survey of Southeast Europe. An excellent idea

is the inclusion of long quotes from contemporary primary sources which are often more evocative than any commentary. They are, however, unevenly distributed and more would have been welcome, especially if made to stand out typographically. If I hesitate to recommend it for translation, it is because it is specifically written for and explicitly addressed to a German-reading public (which is broader than Germany, Austria and Switzerland). But teachers of Balkan history should consult this volume with profit.

Robert W. Pringle (ed.): Historical Dictionary of Russian and Soviet Intelligence, 2nd ed., Lanham: Rowman & Littlefield 2015, 448 p.

Reviewed by
Zaur Gasimov, Istanbul

Russia matters! And its intelligence matters even more. Nowadays, when The Economist's cover page portrays the Russian president Vladimir Putin as an octopus spreading his arms in different directions and titles the caricature as "The Meddler. How Russia menaces Western democracies"¹, every well-researched publication on the history, evolution, goals and key actors of the Soviet and post-Soviet Russian intelligence community is welcomed.

Robert W. Pringle authored the second edition of his seminal "Historical Dictionary of Russian and Soviet Intelligence" in the prominent series "Historical Diction-

ary of..." with Rowman & Littlefield in 2015. The encyclopedically structured monograph offers an interesting introduction into the topic and several hundreds of notions related to the Soviet and Russian secret services, their home and abroad operations, failures and victories. Pringle himself is a retired CIA officer and is an expert on East European intelligence. He is not only a scholar working on Russian security sector but he has his own experience of work in the field of intelligence and counterintelligence. Perfectly aware of Soviet Russian history, the development of the ill-famed NKVD, KGB and of other organizations, Pringle succeeded in telling the history of the Russian intelligence community in the context of Soviet-Western interactions. The Historical Dictionary focuses not only on the key spymasters and defectors from Moscow engaged in the famous operations like Manhattan Project, TRUST a.o. but also on KGB's institutional and educational infrastructure like the Andropov Institute nearby Moscow as well as on the great Russian critics of Stalinism like the poetess Anna Akhmatova.

Pringle's book is of significance for students of Soviet history and of Russian politics. Those interested in the Stalinist period, would find biographical data on key personnel of Soviet secret services boosted and repressed by Stalin. In a detailed way, Pringle describes the Soviet practice of the so called "active measures" aimed at disinformation and spread of false news. The Soviet authorities disseminated "fake news" depicting U.S. and its European allies as particularly hawkish and themselves as peace-loving after the end of the World War II. In the 1980s, Moscow-backed

propaganda linked the AIDS to the allegedly strategy of CIA to combat the population of African continent damaging America's image in the developing countries.

Along with the almost 350-page long Historical Dictionary, there are ten appendixes on the evolution of Soviet State Security, KGB Chairs from 1917 to 1991 as

well as on the Chiefs of Soviet and Russian Foreign Intelligence since 1920 and other related issues. The bibliography delivers a well-researched 50-page list with mostly English and Russian top publications on the topic.

Notes:

1 The Economist, February 24th–March 2nd 2018.

Autorinnen und Autoren

Marian Burchardt

Prof. Dr., Universität Leipzig, Centre for Areas Studies / Institute for Sociology
marian.burchardt@uni-leipzig.de

Katharina P. W. Döring

M.A., Universität Leipzig, SFB 1199 „Processes of Spatialization under the Global Condition”
katharina.doering@uni-leipzig.de

Hartmut Elsenhans

Prof. em. Dr., Universität Leipzig
helsen@rz.uni-leipzig.de

Zaur Gasimov

Dr., German Orient Institut Istanbul
gasimov@oidmg.org

Helmut Goerlich

Prof. em. Dr., Dr. h. c., Universität Leipzig
helmut.goerlich@gmx.de

Itagaki Ryūta

Prof. Dr., Dōshisha University, Department of Sociology
ritagaki@mail.doshisha.ac.jp

Sebastian Jobs

Jun.-Prof., Freie Universität Berlin, Department of History
sebastian.jobs@fu-berlin.de

Daniel S. Leon

M.A., Universität Leipzig, Graduate School Global and Area Studies
dleon011@fiu.edu

You Jae Lee

Prof. Dr., Universität Tübingen, Abt. für Koreanistik
you-jae.lee@uni-tuebingen.de

Barbara Lüthi

Jun.-Prof., Universität zu Köln, Historisches Institut
bluethi@uni-koeln.de

Silvan Niedermeier

Dr., wiss. Mitarbeiter, Universität Erfurt, Historisches Seminar
silvan.niedermeier@uni-erfurt.de

Jadwiga E. Pieper Mooney

Prof. Dr., University of Arizona, Department of History
jadwiga@email.arizona.edu

Isabel Richter

DAAD-Professorin, University of California Berkeley, Department of History
isabel.richter@berkeley.edu

Tilman Siebeneichner

Dr., wiss. Mitarbeiter, Humboldt Universität zu Berlin, Institut für Geschichte
siebenet@hu-berlin.de

Maria Todorova

Prof. Dr., University of Illinois, Urbana-Champaign, History Department
mtodorov@illinois.edu